

3

1966 · FRANKFURTER
STUDENTENZEITUNG

16. JAHRG. APRIL-MAI

DISKUS

D 2442 F

Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Die deutsche Spannung in Balance halten?

Der Dialog zwischen SPD und SED ist das Ende, nicht der Anfang einer Illusion: die DDR ist kein weißer Fleck mehr. Nachdem die Bundesregierung mit einem verlegenen „Ja mit Einschränkung“ die offiziellen Kontakte der SPD zur SED registriert und Gespräche allgemein befürwortet hat — ohne sich selbst zu beteiligen —, ist das Eis gebrochen; jetzt muß geschwommen werden.

Im letzten halben Jahr sind mindestens fünf diskutabile Beiträge zur deutschen Frage erschienen, von denen kein einziger aus den Amtsstuben der Regierung kam. Im Herbst 1965 legte die EKD ihre Denkschrift zum Oder-Neiße-Problem vor; es folgte die Studie „Reform der Deutschlandpolitik“ von Wolfgang Schütz, dem Vorsitzenden des Kuratoriums Unteilbares Deutschland; neuen Diskussionsstoff boten der „Katechismus zur deutschen Frage“ in Enzensbergers Kursbuch 4, die Fernsehsendung „Der Deutsche Bund — ein gar nicht phantastisches Programm für die Wiedervereinigung“ von Rüdiger Altmann, dem gelegentlichen Berater des Bundeskanzlers, und schließlich Theodor Eschenburgs Untersuchung „Die deutsche Frage 1966“ in der ZEIT. Die amtlichen Reaktionen waren (nach Lautstärke und Umfang geordnet): Ignoranz, Ablehnung, Dementi, Warnung vor Diskussion und Aufweichung, Bekräftigung des Rechtsstandpunktes, Ankündigung eines Weißbuchs und einer Bestandsaufnahme — soweit der Hauptteil; aus der Statisterie kam eine unkonventionelle Referentenstudie zur EKD-Denkschrift, geschrieben im Gesamtdeutschen Ministerium und von der CDU/CSU sofort attackiert, und die ständigen Versuche der FDP, das Instrumentarium der Ostpolitik zu entrümpeln.

Die Bundesregierung hat weder Alternativpläne noch eigene Gedanken zur Lösung der deutschen Frage vorgelegt, sondern sich auf die Hoffnung beschränkt, es werde nicht so schnell gehandelt wie geredet. Sie hat jedoch die Möglichkeiten unterschätzt, die es zwischen dem hehren Ziel der Wiedervereinigung, das da droben am Dogmenhimmel hanget, so hoch, daß niemand dran kann, und den irdischen Realitäten gibt. Nun ist sie doppelt gefesselt: einmal kann sie das kalte Klima nicht mehr wiederherstellen, in dem jeder Kontakt nach drüben zum Handlangerdienst für Ulbricht gefror, denn die SPD ist längst regierungs-, koalitionsfähig geworden und es wäre bloß ein schlechter Witz, sie als volksfrontfähig zu deklarieren; zum andern haben sich Regierung und CDU/CSU darauf festgelegt, auf den juristischen Positionen zwischen den Stühlen sitzenzubleiben, statt wohlwollend abzuwarten oder auf Partei-, Länder- oder Kommunalebene auch das Gespräch mit der DDR zu suchen.

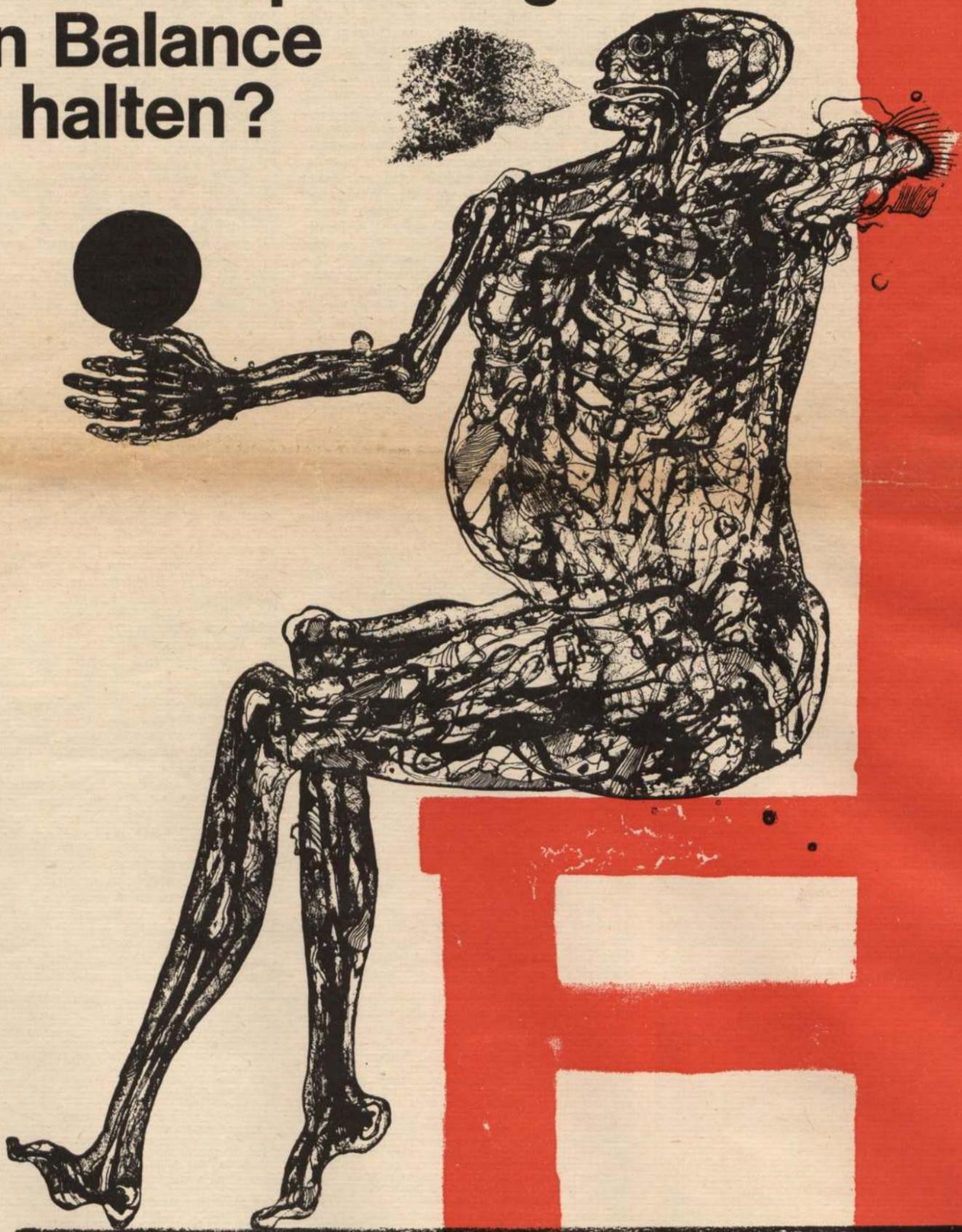
„Die Begriffe, die man sich von was macht, sind sehr wichtig. Sie sind die Griffe, mit denen man die Dinge bewegen kann.“ sagt Ziffel in den „Flüchtlingsgesprächen“. Die psychologische Hypothek auf deutschen Ost-West-Kontakten scheint hoch zu sein, sonst würde über den friedlichen Zweck nicht im Kämpferjargon gesprochen. Da liest man „Redeschlacht“, „Schlagabtausch“ und „Kampf mit harten Bandagen“; ein „krachender Zusammenstoß“ zwischen SPD und SED sei wünschenswert, denn schließlich müßten wir alle daran interessiert sein, daß die Veranstaltungen... zu einer weithin sichtbaren schweren Niederlage des Kommunismus werden“, und „die ganze Nation wird... über einen gut geführten Hieb gegen die Kommunisten frohlocken.“ (Zitate aus der FAZ, die den Redneraustausch begrüßte.) In der Erklärung der Bundesregierung — einstimmig beschlossen — heißt es sprach- und wirklichkeitsfremd: „Wenn das Ziel dieser Auseinandersetzungen nur die Wiedervereinigung sein kann, dann müssen sie dem Zusammenhalt der Deutschen... dienen...“ Also sich auseinandersetzen, um zusammenzuhalten

— wie doch die Sprache in einer Zweideutigkeit Willen und Widerwillen zur Wiedervereinigung einfängt! — Schließlich versichert die Bundesregierung noch, sie werde „allen Gefahren wehren“, die sich aus den Auseinandersetzungen ergeben könnten, und „ruft alle beteiligten Parteien, Organisationen und Personen auf, Begeisterung für die deutsche Sache mit Kaltblütigkeit zu verbinden und un-

koordinierte Aktionen zu vermeiden.“ Drei Strich mehr und „Begeisterung“ und „Kaltblütigkeit“ vereinen sich zu eiskaltem Fanatismus, der nur noch koordinierte Aktionen zuläßt.

Es ist keine Beckmesserei, wenn man mit solchen Schlüsselwörtern die Tür zu der Gedankenkammer der Regierung öffnet, um die beiden Ursachen der Wortwahl und der Politik

zu betrachten: die Ratlosigkeit und die Angst vor Veränderung. Die Kampf- und Krampfstellung der Bundesrepublik gegen den Ostblock, besonders gegen die DDR, kann sich erst lösen, wenn zugleich ein anderes Problem bereinigt wird, nämlich das Mißverhältnis zwischen der ständig zunehmenden wirtschaftlichen und militärischen Macht Westdeutschlands (Fortsetzung auf Seite 2)



Graffik: Bernhard Jäger

DISKUS Frankfurter Studentenzeitung erscheint zweimal vierteljährlich
Herausgeber: Siegfried Bartels, Manfred Müller, Dieter Thelen, David H. Wittenberg, Herbert Wolf.
Redaktion: Helmut Fritz (Politik), Hans Joachim Steffen (Kulturpolitik), Hanns-Heige Schneider (Lokales), Karl Riha (Feuilleton), David H. Wittenberg (i. A.), Ulrich Luejohann, Gerhard Schulz.
Redaktions-Geschäftsführer: Manfred Müller.
Verlagsleiter: Werner Peuckert.
Anzeigen: Werner Fritzsche.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26-28, Telefon 7 70 64 31 88
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240/9647, Dresdner Bank Nr. 121 210.
Postscheckkonto Ffm. Nr. 1875 88.
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Nachdruck — auch auszugsweise — nur mit Erlaubnis der Redaktion. Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. Januar 1964.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,— jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Lieferungen in das Ausland sind bei der Redaktion zu bestellen.
Druck: Grawo-Druck, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 81 15 18.

Pfiffe von den Rängen — Beifall aus der Staatsloge

Marginalien zum Fall Wehner

1. Das Pamphlet

Herbert Wehner kommt unbezweifelbar das Verdienst zu, maßgebend an einer wirklichkeitsnäheren — oder, wie seine namhaften und namenlosen Kritiker sagen: konformistischen — Programmatik der SPD mitgewirkt zu haben; maßgebender war er an der Durchsetzung des neuen Kurses beteiligt; noch maßgebender aber war wohl sein Anteil daran, die Partei und die ihr befreundeten Organisationen nach außen geschlossen hinter die veränderte Richtung der praktizierten Politik zu zwingen, eine Politik, die der Wille zur Macht bestimmte und nicht wie früher die Idee.

Daß er dabei Autorität und Macht auf — für private Begriffe — zumindest außergewöhnliche Weise ausspielte, und daß er davon mehr besitzt als jeder andere Funktionär der SPD, sollte der nicht leugnen und bagatellisieren, der die Partei von innen her kennt. Seine Kritiker aber vergessen meistens, daß alle führenden Sozialdemokraten seiner Linie gefolgt sind, und daß er von seinen Genossen auf dem Parteitag in seinem Amt bestätigt wurde. Über Herbert Wehner kann gewiß diskutiert werden, aber die persönliche Diskussion hat sich eben leider in der SPD — und das zeigt das „Pamphlet“ — von dem sachlichen Hintergrund gelöst und droht zum Selbstzweck zu werden.

Über Herbert Wehner wird also diskutiert, aber es wird unqualifiziert diskutiert, und nicht über die Sache. Der Parteiführung war es leicht, die personellen Angriffe abzuwehren; es war bequemer für sie, in ihrer politisch ebenso wie das „Pamphlet“ unergiebigen Erwiderung der Frage ausweichen zu können, die nur indirekt angeschnitten worden war: die innerparteiliche Demokratie.

Es kann weiter in Bonn geführt werden, die Partei mag verprovinzialisieren, wie der schleswig-holsteinische Landesvorsitzende der SPD Joachim Steffen meinte. Die eigentliche sachliche Analyse und Vorbereitung einer neuen Politik nach der verlorenen Wahl und sachlichen Vorschläge zur Bewältigung der hohen Mitgliederzahlen der Massenpartei SPD bleiben weiter der sogenannten „Linken“ überlassen; die Bedingungen allerdings haben sich durch das „Pamphlet“ leider erschwert.

Intrige, Kabale, Kleinkampf um die Macht, bemäntelt mit „echten radikaldemokratischen Anliegen“: über der Sache hängt der Nebel der Emotion und der Dunst der Hintertreppe, eine politische Stoßrichtung aber ist aus dem Sturm im Wasserglas nicht herauszulesen. Die Reaktionen waren politisch ebenso kleinkariert wie die Aktion, intuitiv, instinktiv, gespanntes „was wird er machen, wenn...“, Sticheleien, über-

raschende Protektionen: provinzielles Niveau, establishment-Probleme, Anti-Kommunismus-Klischees und Traditionalismen („der alte sozialdemokratische Kassier“) offenbarten sich. Der Entideologisierungsprozeß ist in den Parteien an ein Ende gekommen, der Kampf um die Person ersetzt den um die Sache. Ist das nicht ein Symptom für eine undynamische Meritokratie? — Volker Sauer

2. Der Kantige

Ein Politiker von „Format“ wie Herbert Wehner hat es nicht leicht, wenn er zur Zielscheibe von „Heckenschützen“ (Jürgen Tern in der FAZ vom 12. März 1966) oder von „Dreckskerlen“ (so das abgewogene Urteil eines Hamburger Kanzlerkandidaten) wird. Da hat sich einer „in jahrelanger harter Arbeit, gegen unvorstellbar viele Widerstände“ politische „Autorität“ erworben, also eine Qualität, die wir Deutschen vor jeder anderen bei unseren Führern wünschen — und prompt leeren „Francitireurs“ aus der Anonymität „Kübel der Gekränktheit, der Mißgunst und der Minderwertigkeitskomplexe“ über solchem Manne aus (Zitate nach Tern). Unerhört, so etwas! Unerhört vor allem, daß die Kübelentleerer ihre Identität verbergen! Denn schließlich weiß jeder: in der Bundesrepublik wird seit jeher peinlich darauf geachtet, daß alle Beiträge zur politischen Diskussion klar erkennen lassen, von wem sie stammen. Man erinnert sich, wie leidenschaftlich die SPD-Führung noch stets die Anonymität etwa der Verfasser der Hirtenbriefe vor den Bundestagswahlen angeprangert hat. Oder wie unerbittlich sie immer wieder kritisiert, daß die Texte der Fernsehnachrichten oder der Wochenschauen anonym bleiben, deren Wortwahl oft genug purste Regierpropaganda darstellt. Wer stets so eindeutig publizistische Anonymität gelte, hat alles Recht, den sachlichen Inhalt eines anonymen „Pamphlets“ (FAZ-Überschrift vom 15. März 1966) zu ignorieren und sich auf die Jagd nach den Verfassern zu beschränken.

Ermutigend allerdings ist, daß auch der Inhalt des „Pamphlets“ gleich die gebührende Antwort fand, nämlich in der freien Presse der Bundesrepublik, die fast einmütig zu Wehners Verteidigung schritt, ging und geht es hier doch um einen Mann, der sich die vielfältigsten Verdienste um unseren Staat, etwa um die Wiederwahl des unentbehrlichen Heinrich Lübke, erworben hat. Da wird mit unendlicher Mühe eine Partei von demokratischem Ballast befreit und auf die Idee der Volksgemeinschaft eingeschworen, die zum besten Vätererbe zählt, und schon wollen irgendwelche „untergeordneten Leute“ (G. Gillesen in der FAZ vom

14. März 1966) dem wichtigsten Lehrmeister dieser gesunden Gesinnung am Zeuge flicken! Wahrhaft „schändlich“ (J. Tern). Es stellt unserer freien Presse das denkbar beste Zeugnis aus, daß sie diesem Garanten der Eintracht unverzüglich und fast wie ein Mann zu Hilfe kam. Möchten auch die gleichen Zeitungen, die da dem zwar „kantigen“, aber politisch „brillanten“ Kopf Wehner nun Reverenz erwiesen, in der Schlußphase des letzten Bundestagswahlkampfes bis in ihre Nachrichtenzeilen hinein der CDU oder der FDP Schützenhilfe gegeben haben: nun konnten sie keine Parteien mehr, sondern nur noch politische Autorität, die zu retten erste Bürgerpflicht immer war und bleiben muß. Schließlich wissen unsere Leitartikel, was sie an Herbert Wehner oder etwa Georg Leber haben: Männer, die, so sehr sie sich auch vor Arbeiterversammlungen als Draufgänger gebärden mögen, in der Sache die besten Garanten der bestehenden Verhältnisse sind. Und diese Verhältnisse sind schließlich die besten, die Menschengestirb er-sinnen kann. Hans Hagedorn

America at its best

1850 lebten in den Vereinigten Staaten 400 764 Indianer. 1900 waren es noch 237 196. Der große „Meyers“ von 1904 bemerkt dazu: „In den Kriegen zwischen den beiden Rassen mußten die Indianer natürlich unterliegen. Die Kosten aller von den Vereinigten Staaten gegen die Indianer geführten Kriege hat man auf 1000 Millionen Dollar geschätzt.“

Adalbert Weinstein berichtete am 19. März 1966 aus Vietnam: „Der General Ward, Befehlshaber von Da Nang“ wird nicht müde, seine Begeisterung für die Befriedung auf die Soldaten zu übertragen. Sie sollen sich wie Pioniere fühlen. Das Leben in den Lagern erinnert sie an ihre Vorfahren. Die Vietcong sind die Indianer... Hier wiederholt sich das alte amerikanische Programm GO WESTWARD YOUNG MAN.“

Präsident Johnson erklärte nation-wide: „Heute abend sterben Amerikaner und Asiaten für eine Welt, in der ein jedes Volk sich für einen eigenen Weg der Lebensgestaltung frei entscheiden können soll. Dies ist der Grundsatz, für den unsere Vorfahren in den Tälern Pennsylvaniens kämpften, und dies ist der Grundsatz, für den unsere Söhne im Dschungel von Vietnam kämpfen.“

Die Reisbauern Vietnams haben, soweit bekannt, die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika bisher nicht gebeten, dafür zu sorgen, daß sie sich für einen eigenen Weg der Lebensgestaltung entscheiden können. Aber die US-Army trägt Sorge dafür, daß es kein American Way of Democracy sein wird. Der „Weltspiegel“ (Fernsehen, 1. Programm) zeigte einen Bericht über ein südvinamesisches Dorf nach einem Luftangriff durch amerikanische Flugzeuge. Die Überlebenden empfinden die nachrückenden „Ledernacken“ mit unverhohlenem Haß. Die Soldaten sahen teilweise aus wie Kinder, die nicht begreifen können, was sie angestellt haben. Verlegen boten sie den vietnamesischen Kindern, die aussahen wie Erwachsene, etwas zu essen an. Obwohl sie offensichtlich Hunger hatten, nahmen sie nichts. Kommentar: „Keiner nimmt ihre Kekse.“ Wie sollen die Reisbauern Vietnams hinter den schwarzen Rauchwolken der Napalmbrände die Verheißungen der Demokratie erkennen. Wenn sie lesen und schreiben können, haben

sie es von den „Vietcongs“ gelernt. Für sie sind Onkel Ho und Uncle Sam keine Alternativen mehr.

In den Städten haben die Amerikaner weniger Sorgen, daß man nichts von ihnen nimmt. Ihre Dollars nimmt man. Und jetzt zeigt sich sogar ein Bedürfnis nach Demokratie. Aber den Amerikanern ist nicht wohl dabei, daß man nun nimmt, was zu bringen sie eigentlich ausgezogen waren. Bei einigermaßen freien Wahlen könnte sich nämlich herausstellen, daß auch größere Teile der Bevölkerung, die mit dem Napalm noch keine nähere Bekanntschaft gemacht haben, auf eine weitere Anwesenheit der Amerikaner keinen Wert mehr legen. Schon 1956 schätzten die CIA-Leute die Popularität der USA-Politik, präsentiert durch Diem, offenbar recht kühl ein. Jedenfalls war von den zwei Jahre vorher in Genf vereinbarten freien Wahlen in ganz Vietnam kaum noch die Rede. Es wurde nur so nebenbei bemerkt, in Nordvietnam seien freie Wahlen nicht möglich.

Dies stellt sich nachträglich als wahr heraus. Was in Vietnam „Freie Wahlen“ heißt, wurde bei der Ankündigung der bevorstehenden deutlich. „Kommunisten dürfen natürlich nicht gewählt werden“, erklärte Ky. Es ist Onkel Ho wohl nicht zuzumuten, daß er Wahlen zuläßt, bei denen er nicht gewählt werden darf.

Die amerikanischen Soldaten im und über dem Dschungel kämpfen und sterben für eine Theorie. Die Dominotheorie. Sie besagt: Wenn Vietnam fällt, fällt Indochina, Australien usw., schließlich das Capitol.

Also wird Vietnam militärisch gehalten. Und jedermann weiß: Je länger und auch erfolgreicher, um so mehr geht es politisch verloren. Die totale Benutzung der militärischen Technologie macht diesen Krieg zwangsläufig zu einem Krieg mit Ausrottungstendenzen.

Maurice Duverger nannte den amerikanischen Feldzug in Asien „Faschismus nach außen“. Aber es scheint, als stünde am Ende der militärischen Eskalation, die man auch „Endlösung der Vietnam-Frage“ nennen könnte, der Faschismus nach innen. Schon heute macht Johnson Goldwaters Politik von gestern.

Der Schlagschatten des imperialistischen Krieges verdunkelt das Ansehen der Demokratie. Ihr angeblicher Treuhänder in der Welt, Amerika, verliert um so mehr an Kredit, je mehr es um Wahrung des Gesichts kämpft. Der Aufmarsch in Vietnam wird nicht zurückgewinnen können, was durch ihn verspielt wurde. Die Dominotheorie ist schon das Eingeständnis, daß es überhaupt nur noch um die Verteidigung strategischer Positionen geht. Es fehlt ihr die Einsicht, daß auch strategische Positionen nicht nur militärisch gehalten werden können. Mehr als ein Vietnam können auch die reichen Vereinigten Staaten von Amerika nicht bestreiten. Niemals nach Hitler hat sich Macht so sehr ins Unrecht gesetzt.

Der größte Teil der Menschheit befindet sich auf der Suche nach einer menschenwürdigen sozialen Ordnung. Zwei Modelle stehen zur Verfügung. Die Chance des Westens besteht noch, wenigstens einen Teil seiner besten Traditionen einzubringen. Sie wird mit jeder Bombe geringer, die über Vietnam abgeworfen wird.

Von den Angehörigen der Special Forces in Vietnam kündigt ein Schallplatten-Hit: „These are men, America's best“. Und er kündigt, daß die Männer mit der grünen Kopfbedeckung in zwanzig Jahren noch gebraucht werden.

Peter Milger

(Fortsetzung von Seite 1)

Die Spannung in Balance

und seinem stagnierenden, ja abnehmenden politischen und moralischen Einfluß. (Beispiel für ein umgekehrtes Verhältnis ist Frankreich.) Es bildet sich hier eine vorerst innenpolitische Gefahr, denn in der Kluff zwischen Stolz auf das Wirtschaftspotential und Enttäuschung über die politische Ohnmacht — wir haben was, aber wir gelten nichts — ist Platz für aggressive Emotionen, Minderwertigkeitsgefühle, die sich via Wiedervereinigungsparolen leicht auf einen nationalistischen Nenner bringen ließen. Das ungelöste, dogmatisch verhärtete Problem der deutschen Frage, seit Jahren positiv tabuiert, könnte schon bald den Kristallisations-

kern einer nationalistischen, rechtsgerichteten Bewegung bilden, die obendrein von der „guten Sache“, für die sie kämpfte, den Schein objektiver Berechtigung für sich hätte.

Schon heute sitzen nicht nur in der NPD Nationalisten, die sagen, sie gäben alles für die Wiedervereinigung des Vaterlandes, aber auf dem Weg dorthin, in kleinen Schritten, deutsche Rechtsansprüche oder 5 Milliarden Wirtschaftshilfe für die DDR zu geben, das sei zu viel. Diese Leute setzen immer noch auf eine Politik der Stärke und verspielen damit Kredite, die uns die Politik der Verständigungsbereitschaft zum Osten hin, so selten und so schwach sie auch ist, doch einbrachten. (Selten und schwach, weil sie bestenfalls offiziös, nicht aber (offiziell verwirklicht wird.) Daß jede institutionelle Annäherung der beiden deut-

schon Teilstaaten in Richtung einer Konföderation für die Bundesrepublik mit wirtschaftlichen Belastungen verbunden wäre, steht fest. Nicht so sicher ist, daß solche „Opfer“ so selbstverständlich gegeben würden, wie es in Sonntagsreden behauptet wird. Um die Diskussion darüber, was man dem Osten oder der DDR an Leistungen und Vorleistungen für eine Normalisierung der deutschen Mißverhältnisse anbieten könne, endlich zu bremsen, hat der „gesamtdeutsche Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion“, von Eckardt, einen Purzelbaumgrund gefunden, als er warnte, es „würde sich mit Sicherheit in der Bundesrepublik eine Oppositionspartei bilden, die leicht 20 bis 25 Prozent auf sich vereinigen könnte“ mit der programmatischen Ablehnung aller Leistungen. Also keine gesamtdeutsche Politik, weil sie

eine bundesdeutsche Opposition unter großdeutschen Alles-oder-nichts-Vorzeichen hervorrufen könnte — so schreckt man den schwarzen Mann mit dem braunen, ein Bild, das insofern unrealistisch ist, als die Führer jener hypothetischen Opposition heute der Regierung nahestehen oder in ihr sitzen.

Nicht unkontrollierte Kontakte, sondern koordinierte Querschüsse gegen sie verschärfen die deutsche Frage. Aus innen- und außenpolitischen Gründen — ganz abgesehen von der moralischen Verpflichtung — dürfen weder die Diskussionen über mögliche Bedingungen für Konföderation oder Friedensvertrag noch die direkten Kontakte zur DDR be- oder gar verhindert werden. An die Stelle der Angst vor Änderung des Allzugewohnten muß der Wille zum Experiment treten — im Denken und im Handeln. M. M.



Leserbriefe

Sehr geehrte Herren!

R. R. „de Gaulle und die deutsche Linke“; Diskus 1/66. Daß Mitterrand und die deutsche Linke für das Nato-Bündnis und die atlantische Allianz eintreten, scheint mir ein etwas fadenscheiniger Beweis dafür zu sein, daß die deutschen Sozialdemokraten in der Mehrheit für Mitterrand gestimmt hätten. Zwar treten beide für den Bestand der Nato und die atlantische Partnerschaft ein, doch muß man, um ehrlich zu sein, den Vorwurf der politischen Selbstentmündigung, die oft mit diesem Eingeständnis Hand in Hand geht, Politikern aller Parteien machen. Die Alternative zur Nato kann meines Erachtens jedenfalls nicht sein, von den Amerikanern einen ähnlich beschränkten politischen Horizont zu verlangen wie er sich vornehmlich in der BRD zeigt.

Vor allem: daß die wachsende Macht Chinas eine Gefahr für die leider zu expansiven bzw. imperialistischen USA ist, die sich als Repräsentanten der „freien Welt“ fühlen und die Kontrolle über Südostasien nicht verlieren wollen, das sollte für die Linke... klar sein.“ Hier wird endlich im Text ausgesprochen, daß R. R. nicht die Frage „De Gaulle und die deutsche Linke“

diskutieren will, sondern ein Bekenntnis zu de Gaulles Außenpolitik ablegt.

Es ist hier nicht der Ort R. R.s politische Meinung anzugreifen, doch möchte ich der Behauptung Nato-Bündnis = „Selbstmord für Frankreich und Deutschland“ eine kritische politische Analyse gegenüberstellen, die J. Schwelien in der ZEIT Nr. 5 unter der Überschrift „Der Atlantik wird breiter“ gab. Er schrieb dort, daß die Amerikaner sehr wohl merken, daß sie keinen europäischen Bündnispartner hätten, sondern eine „Schar von Verbündeten“, die ohne „einheitlichen Führungswillen“ ihre nationalen Ziele verfolgen und die Gelegenheit verpassen, „zu einem wirklichen Partner der USA heranzuwachsen — zu einem Partner mit verringertem Schutzbedürfnis und daher auch verringertem Abhängigkeit.“

„Das Nato-Bündnis geht von der Voraussetzung aus, daß die Sowjetunion möglicherweise Europa angreifen will. Wer daran nicht glaubt — und zumindest die Linke sollte das nicht tun — müßte einsehen, daß die Nato eine Gefahr für Europa ist.“ Warum soll das denn nur die Linke einsehen? Der politischen Effektivität halber sollte man doch lieber — wenn man sich schon auf eine Gruppe beschränkt — der Regierung diese Einsicht wünschen, da diese der Gefahr, in einem (vermeintlich) falschen Bündnis zu verharren, besser und schneller entgegenwirken kann. „Konkret bedeutet die Mitgliedschaft im atlantischen Verteidigungsbündnis für Europa nichts anderes, als daß es schuldlos-schuldig an einem Krieg teilnehmen muß, den die USA zur Wahrung ihrer Interessen um Kuba, Vietnam... gegen die Sowjetunion führen...“ In der Tat wurde das Nato-Bündnis vornehmlich als ein Schutzbündnis gegen eine Aggression der Sowjetunion geschlossen.

Doch hat der Vertrag erheblich größere und weitreichendere politische Voraussetzungen, manche sind nebensächlich geworden, überholt ist jedoch noch keine. Darüber hinaus zeigt der zitierte Satz, wohin es führt, wenn man vielschichtige politische Situationen auf ein oder zwei Punkte reduziert: zum Widerspruch. Hier behauptet R. R. die USA kämpfen (wie in Kuba und in Deutschland) in Vietnam gegen die Sowjets, weiter oben hatte er dagegen festgestellt, daß die USA in Vietnam „gegen die wachsende Macht Chinas“ kämpften. Wie reimt sich das zusammen? Wenn R. R. im letzten Teil seines Artikels sich dem „Verhalten der deutschen Linken gegenüber dem Gaulismus“ zuwendet und schließlich „ihre Motive kritisch untersucht“, dann „gehört nicht einmal Bösartigkeit zu der Feststellung“, daß das „unheilvoller“ Unsinn ist. R. R. merkt nicht ein einziges Mal, daß er hier derjenige ist, der in „jene gefährliche Irrationalität“ entfleucht. Kerstin Leitner, Gravenbruch

Sehr geehrte Herren!

Biedermeier, Brandstifter & Co., Diskus 2/66

Die westdeutsche Studentenpresse, allen voran der Diskus, läßt sich ihren Anspruch, der fortschrittlichste, kritischste, aufgeweckteste etc. Teil der bundesrepublikanischen Publizistik zu sein, gelegentlich durch Verbote durch die Universitätsadministratoren bzw. Drohungen bestätigen. Mir scheinen diese Konflikte jedoch weniger für die Fortschrittlichkeit der Studentenpresse zu sprechen, als für die zunehmende Restauration der Universitätsbehörden, der sich die Presse, verspätet, anpaßt. Jüngster Beleg für meine Vermutungen: Ihr Versuch, den ohnehin bloß moralistischen Differenzierungsver-

such des ZEIT-Kolumnisten Reich-Ranicki zu den Ergebnissen der letzten Sitzung des SED-ZK, zurückzunehmen und zu einer dümmlichen Polemik — bestenfalls Spiegel-Niveau — gegen die allerdings mehr als fragwürdige Kulturpolitik der SED zu verwenden. Man muß Ihnen allerdings zugestehen, daß Sie dieser Kulturpolitik adäquat gerecht werden, indem der Artikel ebensowenig mit Kultur, wie mit Politik zu tun hat. Denn was leistet dieser Artikel wirklich? Die Informationen waren bekannt, eine Analyse wird vermieden, so als ob man sich mit den Worten der DDR-Bürger eigene Gedanken ersparen könnte. Indem er jede Reflexion vermeidet, paßt sich der Artikel nahtlos an das bei uns übliche Unbehagen am Zusammenhang von Kultur und Politik an. Der vorgeblich satirische Ton verfehlt nur den Witz der Sache und spiegelt die Verbitterung eines Pincshers, der nicht weiß, gegen wen er bellt soll.

Jochen Noth, Frankfurt am Main

**FRANKFURTER
BÜCHERSTUBE**

SCHUMANN U. COBET

FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 2 14 94

Den Probanden haben wir vom 21. Februar bis 16. April 1966, also rund acht Wochen lang, ständig beobachtet, ohne daß er unserer Gutachter Tätigkeit Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Im Gegenteil, der Proband gab sich denkbar ungezwungen, sagte spontan seine Meinung und berichtete in allem Freimut, was ihm von Tag zu Tag bemerkenswert erschien. Indem er regelmäßig Aufzeichnungen machte und sogar Wert darauf legte, diese an den Mann zu bringen, lieferte er ein äußerst aufschlußreiches Material, das eine detaillierte Diagnose erlaubt.

Sicherlich ist der Proband als geistig durchaus rege zu bezeichnen. Er notiert schon auf der ersten Seite seiner täglichen Niederschriften Sensationen wie Doppelgeburten, Ballettereignisse, Krankheitsfälle bei Menschenaffen, in erster Linie allerdings politische Ereignisse, beziehungsweise, was er dafür hält. Für das immerhin überdurchschnittliche intellektuelle Niveau des Probanden spricht die planvolle Abfassung und klare Gliederung seiner Aufzeichnungen. Täglich teilt er seine Niederschriften säuberlich ein in „Berichte“ und „Meinung“. Hier scheint ein Wille zur Selbstkritik und vernunftgemäßen Steuerung am Werk, der im ersten Augenblick bestechen kann. Um so auffälliger ist aber, daß der Proband die selbstgesteckten Grenzen immer wieder überspringt. Angesichts seiner guten Vorsätze ist dann seine Unfähigkeit, Meinungen von Tatsachen zu unterscheiden, doppelt erstaunlich.

Auch in dem Teil seines Diariums, in dem der Proband erklärtermaßen das politische Tagesgeschehen notieren will, kommt er alsbald auf Schlechtes zu seiner Meinung zurück. So erscheint ein rüder Angriff des dem Probanden geistesverwandten „Bayern-Kurier“ auf Mende am 7. April 1966 im Diarium als „Meldung“, und die Meinung des Abgeordneten Majonica, „Das Wiedervereinigungsrezept des Herrn Altmann ist kindlich“, wird vom Probanden ebenfalls in dicken Lettern auf seiner „Nachrichtenseite“ verbucht (am 4. März 1966). Als der Beschluß der US-Regierung bekannt wird, Truppen aus Westdeutschland abzuziehen, notiert dies der Proband auf seiner „Tatsachenseite“ als einen „aus außenpolitischer Naivität geborenen törichten Querschuß“, bekennt sich aber nicht selbst zu dieser Formulierung, die im Stil recht typisch für ihn ist, sondern legt sie als „Meldung“ Bonner Kreisen in den Mund: „Viele in Bonn“ empfänden so (12. April 1966). Als Vizekanzler Mende einen alten Vorschlag der Bonner Deutschlandpolitik, Verhandlungen mit Ostberlin im Auftrag der vier Mächte, jüngst wiederholte, trug der Proband auf seiner „Tatsachenseite“ in großen Lettern wütend ein: „Kritik an Mende reicht bis in das Ausland.“ Prüft man die dann folgende Meldung genauer, so zeigt sich, daß lediglich „politische und diplomatische deutsche Kreise in Nairobi“ zitiert werden: sie sehen in den Bemerkungen des FDP-Vorsitzenden „eine schwere Gefahr für die bisherige Politik Bonns“. Das jedenfalls ließ sich der Proband von seinem Afrika-Korrespondenten Hans Germani melden, der solchermaßen zur Stimme „des Auslands“ avanciert. Die Worte „Schwere Gefahr für die deutsche Politik“ setzt der Proband suggestiverweise über seine Eintragung als Zweit-Überschrift (12. April 1966).

Diese Neigung, eine ganz persönliche Meinung aus allen Ecken der Welt widerhallen zu hören, weist auf einen wahnhaften Zug im Denken des Probanden. Dabei ist zu befürchten, daß er nicht weiß, wie ihm geschieht, wenn er seine inneren Stimmen – beziehungsweise Germanis Stimme – als Urteil „des Auslands“ fixiert. Diese Denkfigur verweist aber auch auf ein generell ego- und ethnozentrisches Denken des Probanden. Im Mittelpunkt seines Weltbildes steht das Ich (ein im Grunde schwaches und sentimentales Ich übrigens, das sich „vom Ausland“ und höheren Mächten bestätigt sehen muß, wie es sich auch dauernd von Dämonen bedroht sieht). Der Proband erträgt in seiner Wunschbefangenheit nicht, was wirklich „im Ausland“ vor sich geht und ist daher, um seine Wunschwelt stabil zu halten, gezwungen, auf seinen „Tatsachenseiten“ immer Fremdmeinungen einzutragen, die ihm die eigene Weltfiktio zu bestätigen scheinen. Was der Psychologe „wishful thinking“ nennt, durchzieht insgesamt die Urteile des Probanden.

Wie wenig er fähig ist, Wunsch, Wille und Wirklichkeit zu unterscheiden, zeigt sich an zahlreichen Auslands-„Berichten“. Im „Nachrichtenteil“ seines Stimmungstagebuchs läßt er einen Bericht mit dem Satz beginnen: „Die vielen starken Worte auf dem Moskauer Parteitag sollten niemanden täuschen“ (31. März 1966). Demonstrationen gegen Präsident Johnsons Vietnam-Politik, die in Australien stattfinden, färbt der Proband sofort um zu „Demonstrationen australischer Undankbarkeit“ („Nachrichtenteil“ vom 23. Februar 1966). Wunderbar prägnant kommt auch das Schwarz-Weiß-Denken des Probanden in folgendem Jugoslawien-„Bericht“ zum Ausdruck: „Es geht jetzt darum, wer über die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums entscheidet: wie bisher die kommunistische Partei, also die größtenteils dogmatisch befangenen Funktionäre, oder die kapitalistisch aufgeklärten Manager der sich selbst verwaltenden Wirtschaft“ (11. März 1966) (!). In seinem „Nachrichtenteil“ beweist sich der Proband, daß der Wahlerfolg Verwoerds „nicht ein Sieg unbelehrbarer Weißer“ sei (1. März 1966).

Die Welt ist alles, was der Fall ist, schrieb Wittgenstein; aber nicht alles, was der Fall ist, gehört zur Wahrnehmungswelt unseres Probanden. Demonstrationen gegen das Idol Ky werden klein geschrieben. Terror in Spa-

„Die Welt‘ hatte sich vom ersten Tage an hohe Ziele gesteckt: umfassende, objektive Information zu bieten, den deutschen Leser wieder in Verbindung zu bringen mit den Verhältnissen und Ereignissen, von denen er lange Jahre hindurch entweder nichts oder nur Entstelltes erfahren hatte, immer sauber und sachlich zu sein, nicht sensationell, aber interessant, nicht intellektuell und akademisch und doch hohen Ansprüchen genügend. Vor allem bleibt das Bemühen um Überparteilichkeit und Objektivität nach allen Seiten.“ (Aus dem Editorial der „Welt“ vom 1. April 1947)

Die Welt als Wille & Vorstellung

Ein Pressegutachten über eine deutsche Tageszeitung
Ausgestellt von Maximilian L. Klawutka

nien, Portugal, Südafrika, Marokko, Persien etc. gehn ihn nichts an.

Schon die bisherige Analyse zeigt, daß die rationalen und kognitiven Strukturen des Probanden nicht ohne Rückgriff auf seinen endo-thymen Grund zu erörtern sind. Wir haben niemals einen Probanden gesehen, bei dem Denken und Fühlen sich so stark gegenseitig durchdringen zu einem schlafwandlerischen Fühldenken. Der Proband läßt deutlich seine Instinkte sprechen, wo er zu denken glaubt, und er denkt, um seine vorbewußten Interessen und Motive zu rationalisieren. So entsteht ein feingewebtes Netz ideologischer Urteile, in dem sich der kritisch nicht geschulte Leser durchaus verfangen kann.

Da der Proband seine Wunsch- und Schreckbilder in die Außenwelt projiziert, nur diese Projektionen ihm aber Selbstsicherheit garantieren, mangels anderer geistiger Substanz, ist er nicht in der Lage, in das Wunschbild widerstrebende Fakten in ihrem Sosein aufzunehmen: er muß sie verdrängen oder verteuflern. Darum ist die Emotionalität des Probanden labil, reizbar und aggressiv. Der Realitätsverlust seines Denkens macht ihn in einer Weise innerlich unsicher, daß er nur durch schwere Aggressionen unliebsame Anstöße kompensieren kann.

Buddhistische Demonstranten gegen den von ihm geschätzten Ky sind also nichts anderes als „der Mob“ (16. April 1966). Da der Proband (an seiner formalen Intelligenz ist ja nicht zu zweifeln) weiß, daß das südvietnamesische Volk, wenn überhaupt noch, dann durch die Buddhisten repräsentiert wird, muß er diese abwerten als „extreme Buddhisten“ (9. April 1966). Er kann nicht verschmerzen, daß die blutige Diktatur Diems gestürzt wurde, und so fälscht er denn vor sich selbst die Tatsachen mit einem Wörtchen, das ihm wieder Ruhe gewährt: die südvietnamesische Volksbewegung gegen das Terrorregime von Diem entsprang nur dem „angeblichen Willen“ des Volkes (16. April 1966).

Die eigene sprung- und haßbereite Irrationalität wird dabei auf den Gegner projiziert: in einer Eintragung vom 11. November 1965 schreibt der Proband Peking einen „pathologischen Haß“ zu. Den starren Schematismus der eigenen Urteilsbildung projiziert er auf den Gegner: Vietcongs sind ihm „Kampfautomaten“, und ohne Anflug von Selbsterkenntnis beklagt er, ein Vietcong habe „keine eigenen Ideen; er ist der Einheitsmensch mit der Einheitsgesinnung“ (5. März 1966).

In der Tat spiegeln die Urteilstrübungen, wie sie sich laufend in diesen Aufzeichnungen manifestieren, die starre Parteilichkeit kommunistischen Denkens: der Proband macht es sich, mit umgekehrtem Vorzeichen, zu eigen, und meint so, die Wahrheit zu erreichen. Was ihm in diesem Freund-Feind-Denken nicht in den Kram paßt, kanzelt er in seinem Diarium als „radikal“ oder „extrem“ ab. Wer nicht für mich ist, ist widerlich.

Enzensbergers Deutschland-Katechismus (der Proband hat ihn gelesen) wird sogleich als Thesensammlung der „äußersten Linken“ abqualifiziert (26. März 1966). Der sozialdemokratische Hochschulbund in München ist, natürlich, „linksradikalisiert“, und selbst „Stalinisten“ hat er an der Münchner Uni entdeckt (8. März 1966). Kritiker der Vietnam-Politik im amerikanischen Kongreß sind selbstverständlich „Heißsporne“ oder „Jongleure mit vagen Kompromissen“ (21. Februar 1966). Für die Militanz des Probanden darf es keine Friedensvorschläge geben, und kämen sie von hochgestellten Amerikanern.

Hört der Proband Gegenargumente, so wendet er sich nicht gegen diese, sondern verketzert die Urheber. Schon in älteren Niederschriften des Probanden figuriert Professor Helmut Gollwitzer als „Vertreter des sogenannten ‚Weltfriedenslagers‘“ (4. April 1962). Auf den Vietnam-Krieg ist der Proband nun derartig versessen, daß er einen Kritiker, US-Senator Morse, von vornherein abkanzeln muß, um des-

sen Argumente gar nicht erst aufnehmen zu müssen. Morse, so heißt es im „Nachrichtenteil“ der Aufzeichnungen, sei „für seine verbalen Exzesse bekannt“. Verweilen wir einen Moment beim ganzen Satz, der das Fühldenken des Probanden veranschaulicht: als „Meldung“ notiert der Proband am 19. Februar 1966 in sein Diarium: „Taylor verteidigte mit eindringlicher Ruhe und starken Argumenten die Politik einer begrenzten Eskalation des Krieges, hatte aber sich heftiger Attacken des für seine verbalen Exzesse bekannten Senators Wayne Morse zu erwehren, der behauptete, das amerikanische Volk werde sich bald gegen die Fortsetzung des Krieges erheben.“ So „meldet“ sich denn der Proband, daß er von General Taylor einen beruhigenden Eindruck empfing, da dieser einer begrenzten Steigerung des Krieges das Wort redete, daß Taylors Argumente stark gewesen seien, während Morses Rede mehr Heftigkeit aufgewiesen, ja sogar einen Angriff auf die Steigerung des Krieges enthalte. Mit der abschließenden Formel von den „verbalen Exzessen“ hat sich dann der Proband endgültig beruhigt.

Eine schwere emotionale Krise konnten wir dagegen beim Probanden am 23. Februar 1966 diagnostizieren. An diesem Tage sah sich der so leidenschaftlich Engagierte zu der Eintragung genötigt, Robert Kennedy habe die Beteiligung der südvietnamesischen Nationalen Befreiungsfront an einer Saigoner Koalitionsregierung gefordert. Unvergeßlich allen, die den Probanden auch nur etwas kennen, ist die schwärmerische Verehrung, die er in den Jahren zuvor für Robert Kennedy aufbrachte. Während etwa beim Berlin-Besuch die Begeisterung für „Bobby“ den Probanden schier übermannte, ließ er nun sein einstiges Idol rücksichtslos fallen, als es sich anschickte, von der Kriegspolitik abzuweichen. Hier wird deutlich, daß – bei aller Spitzen-Emotionalität – das eifernde Gefühl des Probanden nicht den verehrten Personen gilt, sondern durch Personen verkörperten Dogmen. Als der jahrelang blind verehrte Adenauer die Sowjetunion auch nur einmal als friedliebend hinstellte, war er für den Probanden erledigt. Als Robert Kennedy eine Lösung für den Vietnam-Krieg zu finden suchte, verfiel der einstige Schwarm binnen Stunden der Verachtung. Nun hieß es, in gerade hektischer Abreaktion (23. Februar 1966): „Mit seiner Forderung, die Kommunisten an einer Koalitionsregierung in Südvietnam zu beteiligen, hat Senator Robert Kennedy weder der Friedenspartei in den Vereinigten Staaten noch dem bedeutenden Namen, den er trägt, einen Dienst erwiesen.“ Und es folgte im Diarium dieses Tages das Strafgericht über den einstigen Hero: er identifiziere sich immer eindeutiger mit dem „radikalen“ Flügel der Demokraten, habe eine (natürlich) „extreme“ Position bezogen, sei dabei bestimmt von „persönlichen Gründen“, verfolge „durchsichtige Ziele“, seine Wirkung sei wie die der „wortreichen Ausfälle“ des Senators Morse etc. – Daß enttäuschte Liebe sich in schrecklichem Haß entlädt, der nach unmöglichen Vokabeln sucht, sollte einen Psychologen nicht verwundern; daß sie es aber so ungehemmt in scheinbar wohlwogener Notizen zum Zeitgeschehen tut, ist ein signifikanter Hinweis auf das, wozu der Autor dieser Notizen fähig ist.

Ein Lieblingsthema des Probanden ist die Macht, zu der er ein durchaus ambivalentes Verhältnis hat, wie die beiden folgenden Eintragungen beweisen: das Machtdenken der Sowjets, der großen Gegenspieler im parteiichen Denken, zitiert er voller Respekt am 23. März 1966: „Politik ist Macht über Menschen, nicht Verwaltung von Sachen, wie man 150 Jahre lang mit Claude Henri Comte de Saint-Simon utopisch geträumt hat. Die Entwicklung der russischen Revolution sollte in diesem Punkt jedes Mißverständnis beseitigt haben.“ Auf der anderen Seite aber will der Proband die Macht über Menschen, die der Kommunismus in der DDR innehat, brechen, und in diesem Zusammenhang überlegt er, „was eher da war: die Macht oder der Wille zur Macht, die politische

Konstellation, deren einzelne Elemente sich rational zusammenzählen und gegeneinander abwägen lassen, oder jenes schwer wägbare Moment der direkten Aktion, das dem rein subjektiven Willen entspringt und das wohlgefügte Konstellationen jederzeit zum Einsturz bringen kann“. (In der Stellungnahme zu Enzensbergers Deutschland-Katechismus vom 23. März 1966.)

Auf die Deutschlandfrage, wie er sie versteht, ist das Denken des Probanden fixiert, und ihre Lösung erhofft er sich vom subjektiven Willen. Über die Zukunft notiert er am 2. April 1966 vielsagend: „Das deutsche Volk wird dann entweder seine Einheit besitzen oder es wird sie mit ganz anderer und vom ganzen Volk getragener Dringlichkeit von der Welt fordern.“ Da Regierungsverhandlungen mit der DDR für den Probanden eine „Verhärtung des Status Quo der Spaltung“ bedeuten, selbst wenn sie menschliche Erleichterungen für die Bevölkerung hüben und drüben bringen könnten („Meinungsteil“ vom 15. April 1966), verfolgt der Proband mit Haß jeden Vorschlag zu einem bedingten Zusammenwirken mit der Ostberliner Regierung. Dem Wiedervereinigungsmodell Rüdiger Altmanns unterstellt er schlicht (im „Nachrichtenteil“ seiner täglichen Eintragungen, Niederschrift vom 4. März 1966), sein Kernstück sei der „Konföderationsgedanke, wie er seit Jahren von Ostberlin propagiert wird“, – wohlweislich verschweigend, daß eine Konföderation à la Altmann und eine à la Ulbricht zu verschiedenen Ergebnissen führen sollen. Der Proband meint schließlich, die Sowjets bewiesen ihren Willen zur Koexistenz erst „in der Wiedervereinigungsfrage“ (23. März 1966) – also wohl durch Aufgabe der DDR?

Hier schließt sich der Kreis. Wishful thinking bestimmt die Voraussetzungen wie die Ziele im Denken des Probanden, Meinungs- und „Fakten“-teil seiner acta mundi. Widmet er sich im Meinungsteil – und für ihn reserviert er allein täglich eine Seite – dem „reinen subjektiven Willen“, so kann er, ungehemmt von der Selbstzensur eines etwa verbleibenden Fakten-Gewissens, einer rießenden Emotionalität leben. Der Meinungsteil ist der eigentlich künstlerische Part der Niederschrift, in dem er die Engel und Dämonen Fleisch werden läßt. Da wird Hjalmar Schacht zum „Magier“, da wird die „Herabsetzung der Atomschwelle“ zum Desiderat, als spränge man über die erniedrigte Atomschwelle ins Feuerparadies. Da wird, um auch die Hölle nicht zu kurz kommen zu lassen, „der Nobelpreis für Scholochow oder eine Tournee des Bolschoi-Theaters das gleiche wie Hitlers Olympiade“ (7./8. April 1966). Um bei den höllischen Dingen zu bleiben: der Proband fängt an zu toben, wenn er auf das Thema Freie Universität kommt. In schrillen Ton spricht er von „schrillen Aktivitäten“ (15. April 1966); an der FU sieht er den Teufel selbst gastieren in „fieberhaftem Engagement“, und zwar „in Konkordanz mit kommunistischen antiwestlichen Propagandawellen“ (5. März 1966). Es ist fast so schlimm wie mit den „herumlümmelnden“ Gammlern in Berlin, deren „Zusammenrottungen“ gar Gelegenheit zur Einmischung „kommunistischer Provokateure“ gegeben haben sollen, und die eventuell eine solche „Belästigung der Öffentlichkeit“ darstellen, daß zu erwägen wäre, ob man die „Zellen des Unwesens“ nicht „ausmerzen“ sollte (10. März 1966).

Hält sich eine solche Polemik, wenngleich als Spitzenleistung, noch im Rahmen kleinbürgerlicher Aggressivität, so kippt die Optik des Probanden doch manchmal wirklich ins schlechthin Originelle um: dann springt er um 25 Jahre zurück mit einem Satz und bringt Einblendungen, die sich wie Zeugnisse der Vergangenheit lesen. So führt er am 15. März 1966 die Wehrmachtsoffiziere, die im Hitler-Krieg dienten, als „untadelig“ vor, während eine Übermittlung militärischer Geheimnisse in die Schweiz von seiten einiger oppositioneller Offiziere Gegenstand einer „Schuld“, einer „Anklage“, „erschütternd und schwer faßbar“ sein soll.

Die Summe der Irrtümer des Probanden kulminiert offenbar darin, daß er seine Aufzeichnungen für eine Zeitung hält, während es sich doch, unser Gutachten zeigte es, in Wirklichkeit um stark polemische Notizen zum Zeitgeschehen handelt. Zwar soll in der täglichen zeitungssähnlichen Niederschrift Welt dargestellt werden, aber es spiegelt sich in ihr jedesmal mehr dynamische Subjektivität als Welt-Erfahrung. Ich-Labilität, geistiger Substanz-Verlust, aus ihnen resultierend Projektion, Verdrängung und Aggressivität, schließlich Realitätsverlust sind die wichtigsten Momente eines Syndroms, dessen Äußerungen nicht so unheimlich wären, gingen von ihm nicht Wirkungen aus.

Um eine Zeitung im engeren Sinne – es spricht sich bei den Fachleuten allmählich herum – handelt es sich bei den Niederschriften zwar nicht, aber da es tägliche Verlautbarungen zu meist politischen Themen sind, bleibt die Verwechslung mit einer Zeitung möglich, bleiben die versteckten totalitären Tendenzen in diesen Textsammlungen oft unentdeckt. Wenn man den kommunistischen Totalitarismus umdreht, meint der Proband offenbar, erhalte man Wahrheit und Wert. Die polemische Abhängigkeit vom Kommunismus tut diesem aber zuviel Ehre an.

Dem kommunistischen Dogma der gesellschaftlichen Zwangsläufigkeit setzt der Proband den „Willen zur Macht“, „jenes schwer wägbare Moment der direkten Aktion, das dem rein subjektiven Willen entspringt“, entgegen. Die Aufzeichnungen beweisen die Unkontrolliertheit dieses Willens und damit die Gemeingefahr, die vom Probanden ausgeht.

Eine Phänomenologie des Faschismus

Ernst Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche, Piper-Verlag, München, 1963, 633 S., 35,- DM.

Nolte ist nicht nur als Außenseiter zur Geschichtswissenschaft gekommen, seine Prämissen grenzen sich klar gegen die landläufige Totalitarismusforschung ab. Wenn er den Faschismus „in seiner Epoche“ begreifen will, muß er die „Unterschiedlichkeit der Situationen, der Zwecksetzungen und der jeweiligen Substrate (Völker, Klassen)“ (S. 34) berücksichtigen, die ihn von anderen oberflächlich ähnlichen Formen der Machtausübung trennt. Diese Ähnlichkeit wird vielmehr in ihrem herrschaftstechnischen Sinn erkannt; sie gehört zu den Kunstgriffen, die den „Aufbruch“ der mittelständischen Massen nach dem ersten Weltkrieg (zu denen auch damals schon weite Teile der SPD wählenden Arbeiterschaft zu rechnen waren) im nationalen Kollektiv abfangen und nach außen leiteten. Demgemäß kann Nolte den Faschismus vorerst als „Antimarxismus“ mit „einer radikal entgegengesetzten und doch benachbarten Ideologie“ (S. 51) bestimmen, deren Wurzeln er in der französischen gegenrevolutionären Tradition sieht. Noltens phänomenologische Methode geht von der wertrationalen (beziehungsweise ideologischen) Bestimmtheit sozialer Gebilde aus, die von Menschen in wechselnden Situationen gemacht und daher von deren Selbstverständnis abhängig seien. Da aber das Charakteristische an den Ideenagglomeraten der Action française, des italienischen Faschismus und des Nationalsozialismus, die Nolte als historische Steigerungsformen auseinander entwickelt, nicht eine subjektiv rationale Erkenntnis, sondern die Unfähigkeit kleinbürgerlicher Intellektueller war, Veränderungen der kapitalistischen Gesellschaft nachzuvollziehen, muß Nolte die „Gedankenwelt“ der Führer Maurras, Mussolini und Hitler weithin ihrer eigenen Verwirrtheit überlassen. Ihm entgeht die Funktionalisierung der Inhalte, die Lukacs (in „Die Zerstörung der Vernunft“) als wesentlich für die Abwehrbewegung des Bürgertums gegen proletarisch Ansprüche herausstellt. Weil der psychoanalytische „Gesichtspunkt“ ebenso wie der ökonomische für Nolte nur einer unter anderen ist, kann er diese Funktionalisierung auch in der Psychologie der Ideologen und Führer nicht richtig fassen. Er begnügt sich mit Andeutungen: „Angst“ vor dem Zerfall historisch gewordener, ins Ästhetische transponierter Ordnungen bei Maurras; Geschichte als „Gesamterfahrung“, für die ein schuldiger „Erreger“ gefunden werden muß; manichäische Aufspaltung von Natur (Rasse, feudale Privilegien, Gemeinschaft) und Widernatur (Juden, rationale – kapitalistische oder sozialistische – Vergesellschaftung); Hitler als „Medium“ seiner Zuhörer. – Mussolinis frühe politische Tätigkeit als Redakteur des „Avanti“ wird fehlgeschätzt, wenn man wie Nolte nur „lebensphilosophische Anklänge“ in einem sonst orthodoxen Marxismus wahrnimmt. Die Skizzierung eines Zustands, in dem „das Leben intensiver und frenetischer sein wird, beherrscht vom Rhythmus der Maschinen“ (Mussolini, zitiert S. 211), hat mit sozialistischen Zielen nichts gemein, um so mehr mit der im französischen Syndikalismus und deutschen Revisionismus auftauchenden Verherrlichung des technischen Fortschritts und seiner „Produzenten“, denen gegenüber der politische Bereich als „Ideal“ erscheint – Reflexe der nicht begriffenen Eingliederung der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft. Mussolinis Appell an den Kampfwillen des Proletariats lagen dieselben schnell zu enttäuschenden Vorstellungen zugrunde wie Sorels Konzeption vom Generalstreik; beiden kam es nicht auf die Emanzipation der zahlreichsten Klasse an, sondern auf die stärkeren Bataillone.

Noltens Methode, die „die Sachen zur Anschauung bringen“ will (S. 25), macht es ihm möglich, den Unterschied von faschistischer und kommunistischer Gewalttätigkeit am Beispiel der bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen in Italien (1920–22) zu begründen. Später kommt er auf den Totalitarismusbegriff zurück und hält als spezifische Differenz die ökonomische Notwendigkeit totalitärer Maßnahmen in der Sowjetunion fest: „Sie mußte totalitär sein, und daher brauchte ihr Telos nicht der Krieg zu sein“ (S. 471). Warum andererseits der Faschismus notwendig auf Krieg angelegt war, kann er nicht zureichend erklären, weil ihm der Zusammenhang von monopolistischer Planung und Gewinnung eines entsprechenden „Lebensraums“ (vgl. z. B. Paul Sering: „Jenseits des Kapitalismus“) von seinen Voraussetzungen her fremd bleibt. Sie lassen ihn den Faschismus schließlich doch nur als „zweite und schwerste Krise der liberalen Gesellschaft“ (S. 544), nicht als bisher radikalste immanente Lösung ihrer eigenen Widersprüche sehen. Diese Widersprüche treten bei Nolte in terminologischer Verkleidung auf, wenn er den Faschismus „philosophisch“ als „Widerstand gegen die praktische Transzendenz und Kampf gegen die theoretische Transzendenz in einem“ definiert (S. 544). Unter Berufung auf Kant, Marx und Max Weber versucht er Anschluß zu gewinnen an die kritischen Traditionen des Liberalismus und die Vorstellung einer vom Profitinteresse nicht begrenzten „praktischen Transzendenz“ der Güterproduktion. Erst wenn sich die kommunistische und die bürgerliche Gesellschaft auf dieser Ebene trafen, sei die Epoche des Faschismus (und mit ihr die sie bedingende des europäischen Nationalstaats) zu Ende. R. D.

Tübinger Betrachtungen

Ralf Dahrendorf: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland. Piper-Verlag, 1965, 516 S., Leinen, DM 28,-.

Unbestritten ein wichtiges Buch. Überflüssig, die Notwendigkeit herauszustellen, eine Geschichte der Demokratie in Deutschland zu schreiben und die Faktoren zu fixieren, die ihre Verwirklichung bisher regelmäßig verhinderten. Nützlich erscheint nun vor allem, auf einige Punkte hinzuweisen, die die Begrenzungen der Dahrendorfschen Analyse aufzeigen.

Zu Dahrendorfs Hauptschwächen zählt die wissenschaftliche Überzeugung, „Konflikt“ sei eine Art ontologischer Konstante und seine einzig angemessene Behandlung die „Institu-

tionalisierung“ und „Kanalisation“. Der Nutzeffekt solcher formalen „Konfliktmodelle“ ist eher satirischer Natur: denn wäre es eine Alternative für den Krieg in Vietnam, jährlich etwa Turniere mit Schwert und Lanze zwischen der Befreiungsfront und den von der amerikanischen Armee wieder etablierten Feudalherren auszutragen und nach deren Ausgang zu beurteilen, ob die bis zu fünfzig Prozent der Ernte betragenden Abgaben von den Bauern zu leisten sind? Die Nutzenwendung der Praxis auf die Theorie ist dagegen ungleich größer: denn in Umkehrung der Dahrendorfschen These ist festzuhalten, daß eine stabile Lösung nicht die „Kanalisation“, sondern nur die Aufhebung des sozialen Konflikts sein kann.

Eine Resultante der Konflikttheorie ist die Fetischisierung marktwirtschaftlicher Prinzipien, die – nach Dahrendorf – zu einem Garant der Freiheit werden, ergo unantastbar sind. Das Ergebnis ist also eine Form des statusquo-Denkens, umschrieben mit der Formel vom freien Spiel der Kräfte, eine mechanistische Vorstellung, welche die „Machbarkeit“ der Geschichte, etwa durch soziale Revolutionen leugnet. Weil Dahrendorf den sozialen Konflikt in den Rang einer Naturkategorie erhebt, begehrt er selbst jenen Fehler, den er Marx ankreidet: gesellschaftliche Prozesse als naturhafte Invarianten zu beschreiben.

Die Tatsache, daß „öffentliche Tugenden“ gefordert werden, andererseits ein Maximum an politischer Beteiligung eher Krisensignal als Zeichen für stabile Verhältnisse sein soll, bezeichnet eine der eigentümlichen Brüche in Dahrendorfs Argumentation – oder richtiger: in der von ihm gewollten Form von Demokratie. Hinzu kommt die elitäre Vorstellung von der Notwendigkeit einer homogenen politischen Klasse und einer distributiven Ungleichheit, der lediglich die bestehenden Extreme abgeschnitten werden sollen, wodurch die Umsetzung von Reichtum in gesellschaftliche Macht verhindert wäre. Was tragbar, was extrem ist, bleibt undefiniert.

Der Gedanke, daß Demokratie nicht Abstimmungsmechanismus, sondern Mittel rationaler Klärung ist, wird verdeckt durch das formale Konkurrenzprinzip. Dahrendorfs Vorstellung von Demokratie erinnert an die seltsam-fremden Beschreibungen von Ethnologen, die Spielregeln der Selbsterhaltung und Stagnation entdeckten. Die Beschränkung der Demokratie auf Kontrolle homogener politischer Eliten liegt quer zu dem Gedanken einer Verfassung der Freiheit, der mehr gewährt werden muß als die Möglichkeit zur Akklamation. Unzweifelhaft richtig ist die Feststellung, daß durch den Nationalsozialismus traditionale autoritäre Strukturen in Deutschland beseitigt wurden. Während in der DDR diese Entwicklung um den Preis einer totalitären Regierung sich vervollständigte, wird langsam die „akzeptierte Unmündigkeit“ und „traditionale Bindung“ auch in der BRD zugunsten einer modernen Lebenshaltung abgelegt. So jedenfalls sieht es Dahrendorf. All die rudimentären Formen einer autoritären Gesellschaft, die er in der BRD sieht, tut er ab mit der nicht eingelösten Behauptung, die vom Nationalsozialismus erzwungene Abkehr sei unwiderruflich. Inwieweit die Ideologie von der Formierten Gesellschaft die Adenauersche Politik fortführt, verbunden mit einer schleichenden Umwandlung demokratischer in autoritäre Strukturen,

kann hier nicht untersucht werden. Daß gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Dahrendorf-Buches die Vision des Kanzlers propagiert wurde, enthüllt, wie naiv Dahrendorfs Vorstellung von der Sozialstruktur in der BRD teilweise ist. Doch: wäre er seinem eigenen Ansatz treu geblieben, hätte er voraussehen müssen, daß der Versuch endgültiger Konfliktlösungen infolge der von ihm abgelehnten und so bezeichneten deutschen Ideologie nicht ausbleiben konnte. Daß der Versuch autoritäre Züge tragen würde, war seit jenem – mit dem Blick nach Osten – gesprochenen Wort von der noch nie so ersten Lage erkenntlich. B. B.

Mythen-Erforschungen

Joel Carmichael: Leben und Tod des Jesus von Nazareth. Szczesny Verlag, München, 1965, 286 S., DM 19,80.

Erich Fromm: Das Christdogma und andere Essays. Szczesny Verlag, München, 1965, 198 S., DM 19,80.

Selbst nach dem Grabgesang Albert Schweitzers auf die Leben Jesu Forschung, deren geschätztes Endergebnis über 60 000 Versuche einer Darstellung des Lebens Jesu war, hat es wieder ein Autor unternommen, einen Bericht über den historischen Jesus von Nazareth zu schreiben. Was fast alle Schreiber einmütig bezeugen, daß Jesus lebte und starb, nimmt Carmichael zum Anlaß, seine Zweifel in bezug auf dieses Leben und diesen besonderen Tod vorzutragen. Carmichaels Leben-Jesu-Forschung kommt zu folgendem Schluß: Jesus, der als Wanderprediger die bevorstehende materielle Umwandlung der Welt zum Reich Gottes verkündete, versuchte seine Verkündigung selbst in die Tat umzusetzen. Ungefähr im Jahre 33 unserer Zeitrechnung unternimmt er mit einer Truppe von 900 bis über 2000 Mann einen bewaffneten Umsturzversuch in Jerusalem und erobert dabei vorübergehend den Tempel.

Der erste und wichtigste Punkt für die Entstehung des Christentums war das Scheitern des Aufstandes und der Tod des Jesus. Um den gekreuzigten Anführer bildete sich in der Folgezeit ein Mythos. Die Urgemeinde verband damit die Hoffnung auf die im Umsturz versagt gebliebene Umgestaltung des jüdischen Staatswesens.

Der eigentliche Stifter der „christlichen“ Religion wird, wie schon Fromm in der Nachfolge Freuds und Carmichael übereinstimmend betonen, der Apostel Paulus. Die Kirche, die sich im Laufe der Zeit konstituierte, kann im eigentlichen Sinne nicht eine christliche, sondern eine paulinische genannt werden. Wenn man Carmichael und in der Entstehung des Christdogmas Fromm bis hierher folgt, müßte sich die Richtigkeit der These an der Entwicklung der Kirche und der jeweiligen Häresien zeigen. Bricht in den Häresien (etwa in der Wiedertäuferbewegung, aber auch beim Luther der Reformationszeit) der soziale Charakter der urchristlichen Heilserwartung durch, so konstituiert sich bald darauf durch die paulinische Theologie wieder eine Kirche. Verallgemeinert man dieses Ergebnis, so läßt sich die Frage, ob man es bei den christlichen Sekten heute mit kleinen Kirchen oder häretischen Bewegungen zu tun hat, wahrscheinlich daran entscheiden, welche Bedeutung die soziale Frage in ihnen hat und inwieweit sie eine ausgeprägte Theologie haben. F. S.

Über dem Gift

Die Schriften, Traktate und Worte der evangelischen Aktion „Sorge um Deutschland“. Bisher keine gesammelte Ausgabe.

Das deutsche Volk ist vom Untergang bedroht. Aber nicht ein möglicher deutscher Bruderkrieg, nicht die Massenvernichtungsmittel signalisieren Gefahr, sondern das Verderben kommt von der Genußsucht, dem vorehelichen Geschlechtsverkehr und der moralischen Entartung.

Dieser Meinung ist jedenfalls die protestantische Aktion „Sorge um Deutschland“, in deren jüngster Flugschrift es heißt: „Unsere Jugend, unser Volk sterben bald über dem weithin eindringenden Gift.“ Wie man über einem Gift sterben kann, das weithin eindringt, erläutert der Mahnruf nicht, aber eines wird klar: der unbestreitbare Wandel sexualmoralischer Auffassungen, der in unserer Wettbewerbs- und Konsumgesellschaft Platz gegriffen hat, wirkt alarmierend in einigen kirchlichen und bürgerlichen Kreisen.

Nachdem die Aktion „Sorge um Deutschland“ schon in ihrem Gründungsauftrag formuliert

hatte, wir stünden „mitten in der Auflösung aller sittlichen Ordnungen“, eine „tödliche Gefahr für den Fortbestand unseres Volkes“ sei die Folge, erhebt sie jetzt ihre Stimme, damit „unser Volk nicht untergeht in Sünde und Schmutz...“

Das sind starke Worte. Aber trotz der bitteren Medizin, die hier verabreicht werden soll, hat man den Eindruck, daß die um die Sitten Besorgten am Symptom herumkurieren, doch nicht die Ursachen des Verhaltenswandels begreifen, die gesellschaftlicher Natur sind. Wenn voreheliche Intimbeziehungen – und gegen diese wendet sich „Sorge um Deutschland“ besonders heftig – heute kein Tabu mehr sind, so handelt es sich ja nicht um ein isoliertes Faktum, sondern um eine Folge grundlegend veränderter sozialer Bedingungen.

Wie man als Christ ausgewogen über die neuen sexualmoralischen und sozialen Probleme urteilen kann, bewies der Hannoverische Oberkirchenrat Wilkens, als er zu den Aktionen „Saubere Leinwand“ und „Sorge um Deutschland“ Stellung nahm und es beispielsweise „unrealistisch und übertrieben“ nannte, „im Versagen von Filmen und Illustrierten so gleich die Ursache einer allgemein sittlichen Katastrophe zu erblicken“.

Es blieb den Zeitschriften der Evangelischen Akademikergemeinschaft und der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland, dem „Radius“ und den „Ansätzen“, vorbehalten, die Bußprediger einmal zu fragen, was das spezifisch Christliche an den Sauberkeitsaktionen sein soll. Im „Radius“ schrieb Horst Bannach zum Thema „Sorge um Deutschland“: „Sorge worum? Sorge um Leitbilder oder Sorge um den Menschen? Man darf doch nicht übersehen, daß Jesus der Sorge um Leitbilder zum Opfer gefallen ist, denn er war verschrien als Freund der Sünder und Huren.“

Und im letzten Heft der „Ansätze“, das ganz dem Thema „Immer Ärger mit der Moral“ gewidmet ist und für moderne verantwortungsvolle Partnerschaft plädiert, sagt Pastor Klicker: „Glaube wie Liebe sind nicht normierbar, Sünde und Schuld von daher auch nicht am Verstoß gegen gültige (oder gar nur postulierte) Normenkataloge identifizierbar. Natürlich äußert sich die Sünde des Sünders in Taten, aber eben in solchen der Lieblosigkeit, nicht der Normenverstöße. Im selben Heft erinnert der Psychoanalytiker Mitscherlich daran, daß „Moral falsche, unter Umständen mörderisch falsche Sicherheit zu verleihen vermag.“ Merkwürdig, daß auf solchem Wege Tugend-

wächter erst an den Geist des Evangeliums erinnert werden müssen.

Ebenso merkwürdig, daß schon im Bußtags-Aufruf der Evangelischen Kirche weder von Eros noch von Agape, weder von Lebensfreude noch von Nächstenliebe die Rede war, dafür aber um so mehr von „Geboten und Leitbildern“, „Fäulnis und Entartung“. Der Gründungsauftrag von „Sorge um Deutschland“ verlangte dann „wirksame Maßnahmen gegen alle zersetzenden Einflüsse“. Seltsam endlich, daß dieses Vokabular ausgerechnet an die Sprache der illiberalen Sittenapostel jenseits der Elbe erinnert. Auf dem 11. Plenum des Zentralkomitees der SED wandte sich Erich Honecker gegen moralzersetzende Philosophien.“ Er sagte: „Unsere DDR ist ein sauberer Staat. In ihr gibt es unverrückbare Maßstäbe der Ethik und Moral, für Anstand und gute Sitte... In diesem Sinne legen wir entschiedenen Wert auf die Sauberkeit auch in der Produktion des Fernsehens und des Films.“

Dieses Vokabular sollte den nicht länger überraschen, der weiß, daß „Zersetzung“ und „Entartung“ nationalsozialistische Lieblingsvokabeln waren und daß Intoleranz eine der Erbschaften des „Dritten Reiches“ ist, die in Ost und West offenbar noch mit Eifer verwaltet wird. Reimar Lenz

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-,
Zeichen-,
Schulartikel

Demmig-Bücher

Vom Zählen b. z. Gleichung 1. Grades	DM 7,80	Differentialrechnung	DM 11,50
Von Proportionen b. z. Gleichung 2. Gr.	DM 9,60	Integralrechnung	DM 5,80
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6,50	Differentialgleichungen	DM 4,30
Von Koordinaten b. z. Funktionsgleichung	DM 8,50	Stattik starrer Körper	DM 11,50
Gleichungen der Geraden	DM 6,50	Festigkeitslehre	DM 11,50
Gleichungen von Kreis, Ellipse,		Dynamik des Massenpunktes	DM 7,50
Hyperbel und Parabel	DM 8,50	Dynamik des Massenkörpers	DM 5,00
Arithmetik und Algebra	DM 6,00	Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3,00

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

DEMMIG VERLAG KOM. GES. · 61 DARMSTADT-EBERSTADT

In Distanz zur nahestehenden Partei

1. Exempel für die Malaise der politischen Studenten: Der Liberale Studentenbund Deutschlands

Das Dilemma der politischen Studenten liegt auf der Hand. In unserer unpolitischen Gesellschaft laufen sie täglich mehr Gefahr als „notorische Nörgeler“ abgestempelt zu werden. Ihre Isolation ist eine mehrfache: Die politischen Studentenverbände bleiben in der Studentenschaft ohne Resonanz, die „Alma Mater“ verstößt ihre politischen Kinder (wie nicht allein die Auseinandersetzungen an der Berliner FU beweisen) und unsere drei großen Parteien schließlich liegen im permanenten Streit mit „ihren“ Studentenorganisationen. Die „Staatsverdrossenheit“ der Unpolitischen hat ihre Parallele in der „Parteiverdrossenheit“ der politischen Studenten. Den Erscheinungsformen und Ursachen ihrer Malaise will der DISKUS in einer Artikelserie nachgehen. In ihr soll vom SDS, RCDS, LSD und SHB ebenso die Rede sein wie vom Politikum der Korporationen. Aus aktuellem Anlaß beginnen wir mit einem Bericht über den Liberalen Studentenbund Deutschlands (LSD). Kürzlich, auf seiner letzten Mitgliederversammlung, erreichten die Auseinandersetzungen zwischen LSD und FDP ihren vorläufigen Höhepunkt.

Schon seit seiner Gründung waren der Liberale Studentenbund Deutschlands, beziehungsweise die einzelnen liberalen Hochschulgruppen, ein nicht immer bequemer Parteigänger. Zwar entstanden die ersten Hochschulgruppen in der sowjetischen Besatzungszone als Studentengruppe der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands (LDPD) und verstanden sich auch als solche.

In den westlichen Besatzungszonen hingegen entwickelten die sich etwas später bildenden Gruppen auf Grund der unterschiedlichen Strömungen in der FDP eine mehr oder weniger enge Bindung an diese, ohne sich jedoch als Studentengruppe der Partei zu verstehen. Sie betrachteten es vielmehr als ihre Aufgabe, die FDP, die sich am 11. Dezember 1948 aus den demokratischen und liberalen Parteien der westlichen Besatzungszonen konstituierte, zu einer liberalen Partei zu machen und ein Ableiten in eine allzu national angehauchte „große Rechtspartei“ zu verhindern. Einem betont nationalen Flügel der FDP, am stärksten in Niedersachsen und an der Saar vertreten, stand ein altliberaler Flügel in Baden/Württemberg, den Hansesstädten und Berlin gegenüber.

Chronik einer Krise

Die inneren Spannungen der FDP hatten notwendigerweise auch Spannungen zwischen LSD und FDP zur Folge, da sich der LSD eindeutig auf die Seite des liberalen Flügels schlug und dessen Exponenten auf seinen Delegiertentagungen Gelegenheit gab, ihre programmatischen Erklärungen an die Öffentlichkeit zu bringen.

Einen Erfolg erzielte diese Richtung, als am 26. Januar 1957 in Berlin das vom LSD mitgeprägte „Berliner Programm“ gegen das „Deutsche Programm“ durchgesetzt wurde. In der Bundesgeschäftsstelle der FDP nahmen ehemalige LSD-Mitglieder ihre Tätigkeit auf und erreichten einigen Einfluß, nicht jedoch in der Bundestagsfraktion. Durch die verstärkte Ostpolitik des LSD und sein Anspruch, mit Studenten in den Ostblockstaaten zu diskutieren, geriet er in stärkeren Konflikt mit der FDP. Die in Ostberlin erfolgte Verhaftung des Ostreferenten des LSD und seine Verurteilung in der CSSR brachten jedoch diese Aktivität für einige Zeit zum Erliegen. Die Aktivität der LSD verlagerte sich in den wirtschafts- und sozialpolitischen Bereich und geriet in noch stärkere Differenzen mit der FDP als er deren mittelstandsbezogene Politik kritisierte. 1961 beschloß die oberbayerische FDP keine LSD-Mitglieder mehr aufzunehmen.

Nach eingehender Auseinandersetzung mit dem Godesberger Programm der SPD und einer Analyse der Haltung von FDP und SPD erklärten die Münchner Gruppen öffentlich, daß sie die FDP wegen ihrer Teilnahme an einer Koalition mit der CDU/CSU „deren führende Männer immer wieder ihre Mißachtung gegenüber den liberalen Prinzipien des Grundgesetzes bekundet haben“ nicht mehr als Trägerin des politischen Liberalismus in Deutschland betrachten könne und empfahlen bei den Bundestagswahlen die SPD zu wählen.

Mit dieser Münchner Erklärung war die sogenannte „Parteienfrage“ im LSD formuliert, die bis dahin nicht bestanden hatte. Auch die FDP-Gruppen innerhalb des LSD waren mit der Politik der FDP keineswegs zufrieden und so taucht seit der Delegiertenversammlung in Marienberg 1960 stereotyp die Forderung nach einer SPD-FDP-Koalition in den Beschlußkontrollen des Verbandes auf.

Die Reflektion des eigenen Standpunktes führte 1963 zum Konstanzer Grundsatzpro-

gramm des LSD, in dem es unter anderem heißt: „Die Möglichkeit der Selbstbestimmung wird durch zu große Unterschiede der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Position illusorisch. Deshalb muß die Gesellschaft neben formaler Gleichheit jedem die notwendigen Voraussetzungen für seine Entfaltung gewährleisten.“ Indirekt wurde damit die Eigentumsordnung der Bundesrepublik kritisiert und die Möglichkeit von Verstaatlichungen angedeutet sowie Vollbeschäftigungspolitik und eine allgemeine ärztliche Versorgung angestrebt.

In Konstanz mußte der LSD sich auch darüber klar werden, wie die auf Grund der Parteienfrage bestehenden verbandsinternen Spannungen erträglich gemacht werden sollten. Der Beschluß von 1964: „der LSD ist ein unabhängiger politischer Studentenverband. Er glaubt seine Ziele am besten in Zusammenarbeit mit der FDP verwirklichen zu können.“ ... ließ den nicht an der FDP orientierten Gruppen ausreichenden Spielraum.

LSD, wie hältst du's mit der FDP?

Auf eine andere Stellungnahme des LSD in Konstanz, daß nämlich die Oder-Neiße-Linie nach der Wiedervereinigung als deutsche Ostgrenze anerkannt werden soll, reagierte die FDP eilends mit der Feststellung, daß es sich bei dem Studentenverband um eine völlig unabhängige Gruppe handele, die auch Mitgliedern anderer Parteien offenstehe.

Trotz der deutlichen Distanzierung kam es zu keinem Bruch. Herbert Marcuse betrachtet als einheitliche Grundlage des Liberalismus: „die freie Verfügung des individuellen Wirtschaftssubjekts über das Privateigentum und die staatlich-rechtlich garantierte Sicherheit dieser Verfügung“. Daran wurde erst in der Folgezeit gerüttelt, als die programmatische Arbeit des LSD in den Bundesausschüssen vorangetrieben wurde. Als 1963 der Münchner Parteitag der FDP nicht die erwartete Ablösung von Mende brachte und von einer Reform der FDP nichts zu spüren war, entfremdete sich der LSD immer mehr von der FDP.

In den Ausschüssen wurde ein Deutschlandprogramm im Rahmen europäischer Entspannung und, was für das Verhältnis FDP-LSD bedeutender ist, ein Wirtschafts- und Sozialprogramm erarbeitet. Das 1965 von der Delegiertenversammlung in Höchst beschlossene Programm befaßt sich vor allem mit der Eigentumsideologie der Bundesrepublik und entscheidet sich gegen die Bildung von Kleinrenten auf Kosten von erbringender Bildungs- und Sozialinvestitionen als wichtigster Voraussetzung persönlicher Freiheit.

Nicht aber das Programm, das von der FDP erst allmählich zur Kenntnis genommen wurde, sondern die Wahl des neuen Bundesvorstandes des LSD führte zum offenen Konflikt. Der neue Vorstand des LSD bestand aus einem FDP-Mitglied als erstem Vorsitzenden, einem SPD-Mitglied als zweitem Vorsitzenden und einem parteilosen dritten Vorsitzenden. Eine Kritik an Bucher und die Erklärung des Berliner Landesverbandes zum 8. Mai taten ihr Übriges und das Verhältnis FDP/LSD wurde auf diese Tagesordnung des FDP-Bundesvorstandes gesetzt. Dieser beschloß, die Zusammenarbeit mit dem LSD, dessen erster Vorsitzender früher in den Bundesvorstand der FDP kooptiert wurde, zu unterbrechen aber die finanzielle Unterstützung bis zum 1. Oktober 1965 fortzusetzen. Zur Klärung des Verhältnisses sollte ein Bundesseminar zwischen FDP und LSD stattfinden.

Inzwischen traten weitere Verstimmungspunkte hinzu. In Marburg weigerte sich die LSD-Grup-

pe gegen die Universitätssatzung zu verstoßen und Räume für eine reine Wahlkampfveranstaltung der FDP zu besorgen. Die Marburger Gruppe war zu einer gemeinsamen Veranstaltung bereit, bei der die Gruppe Einleitung und Schlußwort habe. Die FDP war verstimmt und griff auf die Burschenschaft Allemannia zurück, die ihren Wünschen willfähriger war. Die Gruppen Hamburg, Würzburg und München traten während des Bundestagswahlkampfes als Mitveranstalter und Organisatoren der Wahlreise von Günter Grass für die SPD auf.

Ultimatum der FDP

Am 1. Oktober 1965 stellte die FDP ihre Zuschußzahlungen ein und von einem gemeinsamen Seminar war nicht mehr die Rede. Verhandlungen im Dezember über eine weitere Zusammenarbeit brachten unter anderem die Forderungen der FDP an den Tag:

a) daß keine SPD-Mitglieder als Funktionsträger tätig sind,

b) daß LSD und FDP sich programmatisch wieder annähern, insbesondere durch eine Änderung des „Aktionsprogrammes für Wirtschafts- und Sozialpolitik“ des LSD.

In etwas modifizierter Form lagen diese FDP-„Forderungen“ der Delegiertenversammlung des Liberalen Studentenbundes im März dieses Jahres in Höchst im Odenwald zur Beschlußfassung vor. Die Zuschüsse der FDP hatten es dem LSD bislang ermöglicht, die erforderlichen Eigenmittel aufzuweisen, die ein politischer Studentenverband braucht, um Geld nach dem Bundesjugendplan zu erhalten.

Sollte man aber dafür so weiterlavieren wie bisher, in ständigem Streit mit einer FDP, die auf eine CDU/FDP-Koalition eingeschworen zu sein scheint, deren Fraktionsmehrheit (27 Stimmen dafür, 16 Stimmen dagegen) die „einfachen“ Notstandsgesetze im Bundestag durchbrachte und die sich eine Annäherung in wirtschafts- und sozialpolitischen Vorstellungen im Sinne einer Anpassung des LSD vorstellt? Sollte man dies alles in Kauf nehmen, weil man mit einzelnen Mitgliedern der FDP in Fragen der Kulturpolitik und der Ostpolitik gut zusammenarbeiten konnte? Eine starke Minderheit von Delegierten war eher bereit, das finanzielle Risiko zu wagen und den Verband so unabhängig praktizieren zu lassen, wie es LSD-Beschlüsse schon seit Jahren vorsahen. Das heißt, der Bundesvorstand geht keine Generalbindung mit irgendeiner Partei ein, sondern arbeitet nach Sachbereichen getrennt jeweils mit der Partei oder politischen Gruppe zusammen, deren Vorstellungen den Verbandsvorstellungen am nächsten kommt. Der von den fünf politischen Studentenverbänden BDIS, HSU, LSD, SDS und SHB einberufene Kongreß gegen die Notstandsgesetze am 30. Mai 1965 mag als Beispiel dienen. Das Zusammenarbeiten von Gewerkschaften einerseits und Intellektuellen andererseits wurde in einem begrenzten Sachbereich mit Erfolg praktiziert.

Eine derartige Konzeption, die auf Grund der Mitgliedschaft von LSD-Mitgliedern in FDP und SPD (es soll auch ein CDU-Mitglied geben) eine enge Zusammenarbeit mit einer Partei auf Orts- und Landesebene einschließt, erfordert verstärkte Grundsatzarbeit und eine finanzielle Basis. Der Sprecher der Minderheit berichtete, daß die Münchner Gruppen durch einen „Freundes- und Fördererkreis“ unter dem Vorsitz von Hans Werner Richter unterstützt werden. An diesem Freundeskreis sind auch Paul Schallück, Dieter Hildebrandt, Rudolf Augstein, Günter Grass und andere beteiligt.

Alternativ zu dieser Konzeption blieb nur die Möglichkeit, sich den „Kompromißbedingun-

gen“ der FDP zu beugen: Keine SPD-Mitglieder mehr in den Bundesvorstand zu wählen, über das Wirtschafts- und Sozialprogramm im Sinne einer Anpassung zu diskutieren, in allen Gliederungen nur noch die FDP zu unterstützen, also Unabhängigkeit und verbrieft Gruppenautonomie aufzugeben.

Drei Tage lang, vom Mittwochabend bis Freitagmittag, diskutierte man über die Zukunft des Verbandes und die Fronten zeichneten sich immer deutlicher ab. Eine knappe Delegiertenmehrheit betrachtete den vorgeschlagenen Weg als ungangbar, stellte sich vor die Alternative, organisatorische Zusammenarbeit mit der FDP oder SPD auf Bundesebene und kam zu dem Schluß, dann doch lieber FDP. Was sollte denn auch die SPD mit einem legitimen (SHB), einem illegitimen (LSD) und einem verstoßenen Kind (SDS) machen?

LSD in der Klemme

In Beharrende und Reformen gespalten wartete man nur noch darauf, wer welche Katze wann aus dem Sack lassen würde. Nachdem der FDP-freundliche Flügel eingesehen hatte, daß der Ausschluß einer Kandidatur von SPD-Mitgliedern für den Bundesvorstand nur über eine Satzungsänderung möglich war, für die aber die erforderliche Mehrheit fehlte, gedachte er sich des Problems eleganter zu entledigen. 29 von 54 Delegierten unterschrieben eine Erklärung, daß sie „beabsichtigen, kein Mitglied einer anderen Partei als der FDP in den Bundesvorstand zu wählen“ und der betreffende Antrag verschwand von der Tagesordnung. Mit 31 gegen 23 Stimmen wurde dann die FDP-Forderung nach Unterlassung jeder öffentlichen Unterstützung anderer Parteien (etwa Grass-Wahlreise) angenommen. In einem Zusatz hatte man vorher jedoch festgelegt, daß nur solche Aktivitäten untersagt seien, mit denen „die FDP als Partei diffamiert oder in ihrer Existenzberechtigung angezweifelt“ werde.

Die offene Stimmabgabe zeigte deutlich, daß die auf Unabhängigkeit drängende Minderheit Anhänger in den mitglieder- und leistungsstarken Gruppen Berlin, München, Hamburg und Frankfurt am Main besaß und nur mit Hilfe von Stimmen aus Worms, Braunschweig, Erlangen und Nürnberg minorisiert werden konnte. Da die Überstimmten glauben, daß der von dieser Mehrheit eingeschlagene Kurs keine Durchschlagskraft habe und nur die Unabhängigkeit aufs Spiel setze, schloß sich die „Minderheit“ zu einem Verband innerhalb des Verbandes zusammen, zur „Arbeitsgemeinschaft Liberaler Studenten im LSD“ (ALS). 37 von 76 anwesenden LSD-Mitgliedern unterschrieben die Gründungserklärung der ALS. In ihr wird betont, daß man an der von der Mehrheit verlassenen Basis eines unabhängigen, liberalen Studentenbundes festhalte, sozial-liberale Vorstellungen im Sinne des Konstanzer Grundsatzprogrammes vertreten werde und in diesem Rahmen loyal zum Bundesverband stehe. Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft kommen nicht nur aus den Großstädten Berlin, München, Hamburg und Frankfurt, sondern auch aus Freiburg, Würzburg, Bonn, Münster, Heidelberg, Mannheim und Stuttgart.

Alles offen

Als dann bei den Wahlen zum Bundesvorstand zunächst nur zwei ALS-Mitglieder kandidierten und erst nach einigem Suchen ein Vorstand aus FDP-Mitgliedern gefunden werden konnte, zeigte sich die Schwäche der Mehrheit deutlich. Dieser Ausgang der Delegiertenversammlung konnte der FDP kaum gefallen. Sie hatte nicht erreicht, daß der Verband geschlossener für sie eintritt, sondern nur zum Zusammenschluß einer starken, aktionsfähigen Opposition beigetragen. Da selbst die FDP-freundlichen Delegierten nicht als FDP-treu zu bezeichnen sind, mußte die FDP erkennen, daß sie den „distanzierten“ LSD nur ganz verlieren kann, nicht aber mit Drohungen gewinnen kann. Angesichts der jüngsten Wahlergebnisse scheint der FDP ein gleichzeitiger Verlust nach rechts und links nicht gerade erstrebenswert. Sie unterstützt den Bundesvorstand des LSD finanziell weiter, ist sich aber über eine Zusammenarbeit nicht schlüssig.

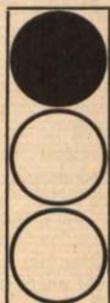
Die Auseinandersetzungen zwischen dem LSD und der ihm „nahestehenden“ FDP sind ein anschauliches Exempel für die allgemeine Konfliktsituation zwischen politischen Studenten und politischen Parteien in unserer Republik.

In der nächsten Nummer des DISKUS schreibt Harald Skobles über „Die Malaise der politischen Studenten.“

FAHRSCHULE

FRANKFURT/M.
Bockenheimer Landstraße 95
Telefon 779140

Grundgebühr: DM 50.—
Fahrstunde: DM 12.50



POHL

seit Jahren
die Fahrschule
der Studenten

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25246

Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik,
Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Zwischenbilanz einer Illusion

Erfahrungsbericht von der Bildungswerbungskampagne „Student aufs Land“

Die Aktion „Student aufs Land“, jene Wanderung ins Volk, die die baden-württembergischen Studenten Mitte letzten Jahres antraten, ist gleichermaßen naiv und sympathisch. Die Freiburger Narodniki operieren mit stolzen Zahlen, wenn sie von den Erfolgen ihrer Bildungswerbungskampagne in der pädagogischen Provinz rund um Freiburg, zwischen Kehl und Villingen, sprechen: 400 Gemeinden wurden besucht, circa 18 000 Interessierte kamen zu den studentischen Aufklärungsvorträgen.

Allein, trotz der imponierenden Zahl scheint bei der Beurteilung der Aktion „Student aufs Land“ Skepsis geboten. So wie die Narodniki, die Wanderung der russischen Intellektuellen Ende des 19. Jahrhunderts „ins Volk“, einsetzte, nachdem alle Versuche dieser studentischen Jugend, die politischen und gesellschaftlichen Zustände im Zarenreich zu verändern, hoffnungslos gescheitert waren; ebenso wurde die Aktion „Student aufs Land“ geboren, nachdem die Demonstrationen der westdeutschen Studentenschaft gegen den „Bildungsnotstand“ wirkungslos verpufft waren und seit dem 2. Juli 1965 die Politiker in Deutschland unbeeindruckt weiterwursteln. Doch die studentische Aktivität, schon einmal geweckt, mußte nun so gelenkt werden, daß sie kein Unheil anzurichten vermochte. Ignaz Bender, Studentenfunktionär und CDU-Mann, hatte das Patentrezept: Flugs reduzierte er die gesellschaftlichen Mißstände des Bildungsnotstandes auf das individuelle Versagen der Landfamilie. Hier konnte sich dann studentische Aktivität (Aufklärung und Bildungswerbung) ausüben ohne politischen Flurschaden anzurichten. Die vordergründigen individuellen Probleme verdecken die wahren gesellschaftlichen Ursachen. Freiburgs Narodniki kurierten an den Symptomen. Daß nicht alle Bildungswerber der Illusion erlagen, zeigt der nachfolgende Bericht von Roland Koch. Selbst einer der führenden Köpfe der Kampagne, macht er die Widerstände sichtbar, auf die die Aktion „Student aufs Land“ stieß, und weist damit auf die politischen Wurzeln der deutschen Bildungskatastrophe. Sie sollten unter den Studenten diskutiert werden, ehe „Student aufs Land“ seine zweite Auflage erlebt. „Student in die Fabrik“ soll die nächste Romanze heißen. J. S.

Noch im Sommersemester 1965 wurde mit den Vorbereitungen für die Aktion begonnen. Die zahlreichen, das Thema betreffenden Veröffentlichungen wurden ausgewertet, um einen Standardvortrag auszuarbeiten, der den Referenten als Grundlage zur Verfügung gestellt werden mußte. Und nicht zuletzt wurde vorgesehen, für jede Gemeinde die notwendigen Unterlagen zusammenzustellen, die neben den Namen der wichtigen Leute, des Bürgermeisters, des Lehrers und des Pfarrers auch die Größe der Höfe, die Zahl der landwirtschaftlichen Beschäftigten und viele ähnliche Kennziffern umfassen mußte.

Unter großer Anteilnahme von Fernsehen, Funk und Presse fanden dann am 27. September die ersten Vorträge statt. Schon nach den ersten 55 Vorträgen wurden in einem Zwischenbericht eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen gezogen, die den späteren Vorträgen zugute kamen.

Ursprünglich wurden große Bedenken geäußert, wie wohl die Studenten, noch dazu mit einem solch „trockenem“ Thema, bei der Bevölkerung ankommen würden. Diese Bedenken haben sich erfreulicherweise als überflüssig gezeigt. Fast überall konnte bei den Zuhörern eine große Aufgeschlossenheit gegenüber den angesprochenen Fragen festgestellt werden. In mehreren Dörfern gab es viele Eltern, die zusammen mit den Studenten dann den Bürgermeister beschworen, doch endlich dafür zu sorgen, daß die Mittelschule, die von vielen als dringend notwendig betrachtet wird, endlich gebaut wird. Wie notwendig solche Beschwörungen sind, zeigt die Tatsache, daß es im ganzen Landkreis Freiburg bis heute keine einzige solche Schule gibt.

Gerade die Probleme „Mittelschule“, „Berufsfachschule“ stehen dem Interessenkreis der Angesprochenen näher als die weit entfernte Oberschule oder gar die Universität. Die unter dem Titel „Bessere Ausbildung sichert die Zukunft“ durchgeführten Veranstaltungen meinen ja die ganze Bildungsmisere und bezwecken nicht, wie es immer wieder von Kritikern der Aktion fälschlich behauptet wird, nur eine Anhebung der Zahl der Abiturienten und damit der Universitätstudenten. Gerade in solchen Gebieten, in denen der Großvater und der Vater in der Volksschule waren, werden gegen einen Oberschüler in der Familie oft große Bedenken angemeldet. „Der lacht mich dann auf Englisch aus“ meinte ein Vater, als man ihn nach seiner Meinung dazu fragte.

Dann muß aber auch schon wieder in vielen Diskussionsbeiträgen auf die Problematik des zweiten Bildungsweges hingewiesen werden. Die umfangreiche Werbung dafür in der letzten Zeit bewirkt, daß viele ganz klug rechnende Eltern so argumentieren. „Ob mein Kind die Oberschule schafft, das weiß ich nicht. Am besten ist, wenn es über den zweiten Bildungsweg geht. Wenn's intelligent ist, kommt es auch so ja bis zum Studium. Dafür kostet es mich nicht viel. Was soll ich also riskieren, es auf die Oberschule zu schicken.“ Kaum bekannt war, daß dieser Weg ein sehr schwerer Weg ist, und daß nur wenige ihn bis zum erfolgreichen Abschluß durchhalten.

Unterschiedlich ist die Haltung der lokalen Autoritäten. „Zu Beginn der Aktion in einem Landkreis wird versucht, im Landratsamt mit den Bürgermeistern ins Gespräch zu kommen. Oft wird auch dies vom Landrat selbst übernommen. Ähnlich werden die Geistlichen informiert. Zurückhaltender verhält sich das Schulfach. Auch die Haltung der Lehrerschaft ist unterschiedlich. Viele meinten: „So ist es gut, daß sie, liebe Eltern, das mal auch von anderen Leuten hören, mir wollen sie ja doch nicht

so recht glauben“. Andere Lehrer haben nicht viel für die Bildungswerbung übrig und versuchen, auch klügere Schüler, die die höhere Schule schaffen könnten, bei sich zu behalten, um das Niveau ihrer Schule nicht zu senken. Heute kann man, nachdem die Anmeldungen für die weiterführenden Schulen inzwischen abgeschlossen sind, feststellen, daß in einer Reihe von Orten die Zahlen gegenüber den Vorjahren sich erheblich erhöht haben: In Breisach hat die Zahl der neuangemeldeten Kinder aus Landschulen so zugenommen, daß sie die Zahl der Stadtkinder erstmals überschreitet, in Lahr ist die Zahl der Anmeldungen zur Mittelschule von 19 auf 115 gestiegen. Wie weit dies auf die Tätigkeit der Aktion „Student aufs Land“ zurückzuführen ist, ist schwer zu entscheiden.

Nur wenige Bürgermeister waren so mißtrauisch den Studenten gegenüber wie jener, der meinte, der Hintergedanke der studentischen Bildungswerbung sei es, der CDU Wähler abspenstig und diese zu „Sozis“ zu machen. Weitgehend stehen die Bürgermeister der Aktion wohlwollend gegenüber. Allerdings hört man oft, daß die Notwendigkeit eingesehen werde, daß aber spezielle Schwierigkeiten in diesem, sie betreffenden Fall eine befriedigende Lösung nicht zulasse. Es bleibt abzuwarten, ob die notwendigen Maßnahmen für einen besseren Schulbesuch geschaffen werden, sei es daß ein Zweckverband als Träger einer Mittelschule gegründet wird, sei es daß die schon lange notwendige Schulbuslinie eingerichtet wird. Allerdings ist hier besonders unangenehm, daß ausgerechnet jetzt die Sparmaßnahmen des Landes Baden-Württemberg, fast alle neue Projekte bremsen.

Die Haltung der Pfarrer läßt sich wie folgt charakterisieren: Sie sind nahezu immer engagiert, entweder lehnen sie energisch die ganze Kampagne ab oder sie unterstützen sie recht tatkräftig. Vor allem Pfarrer der älteren Generation zählen zu den Gegnern. Sie sehen in einer weiterführenden Ausbildung, aber auch schon im Besuch der geplanten Nachbarschaftsschulen ausschließliche Gefahren. Folgendes Argument hört man oft: „Wenn einer etwas geiernt hat, dann bleibt er doch nie da auf dem Land.“ Ungeachtet dessen beabsichtigt das erzbischöfliche Ordinariat — das bisher besuchte Gebiet ist zum überwiegenden Teil katholisch — eine ähnliche Bildungswerbung zu betreiben, wobei nicht mehr, wie früher, das Schwergewicht auf die Heranziehung des Priesternachwuchses gelegt werden soll. Bei der bisherigen Arbeit erwies sich, daß viele Anschauungen und falsche Meinungen durch den erheblichen Informationsmangel bedingt sind. So ist beispielsweise eine seit drei Jahren in einer drei Kilometer entfernten Gemeinde bestehende Mittelschule unbekannt. Oder aber der Pfarrer einer nur wenige Kilometer von der Universitätsstadt entfernten Gemeinde weist darauf hin, daß man nicht das zu zahlende Schulgeld vergessen dürfe. Niemand, der solche Fragen erlebt hat, wird sich wundern, daß von Förderungsmöglichkeiten, von den finanziellen Auswirkungen einer über den gesetzlich vorgeschriebenen Schulbesuch hinausgehenden Ausbildung kaum etwas bekannt ist.

Eine ganze Reihe von Veranstaltern von Seminaren für die Landbevölkerung, wie Bauern-

verband, Landjugend, Kirche, regten ebenfalls an, während ihrer Veranstaltungen über Fragen der Bildung zu sprechen. Doch ist es den wenigen Mitarbeitern der Aktion bislang nicht möglich gewesen, solche Angebote in größerem Maße auszunutzen. Auch ihre Finanzierung hing sehr lange in der Luft.

In ihrem Erfahrungsbericht geben die Studenten eine Reihe von Vorschlägen. Mittels eines Falblattes sollten die Eltern über die einzelnen Schultypen unterrichtet werden; Lehrer, Pfarrer und Bürgermeister sollten durch eine ausführliche Broschüre in die Lage versetzt werden, Fragen zu beantworten. Diese Anregung ist inzwischen vom Kultusministerium aufgegriffen worden, das eine solche Broschüre herausgebracht hat. Auch die vorgeschlagene Bildungsberatung, die neben die Berufsberatung treten soll, wird wahrscheinlich verwirklicht werden. Bei den Oberschulämtern sind solche Stellen bereits vorgesehen, allerdings ist noch nicht klar, ob sie verwirklicht oder eingespart werden. Außerdem sollten die Lehrer, vielleicht durch den Vermerk im Zeugnis der Schüler der 4. Klasse noch mehr auf die Eignung des Kindes für spezielle Schultypen hinweisen.

Die Frage des Erfolges kann wahrscheinlich nie genau beantwortet werden. Die vielen, verschiedensten Vorbehalte gegen „die Bildung“ werden sich, wenn überhaupt, nicht durch einen Vortrag abbauen lassen. Doch besteht die Möglichkeit, und es zeigen sich einige Ansätze dazu, daß auf diesem Gebiet von anderen Organisationen weiter gearbeitet wird. Daneben müssen als äußere Voraussetzungen eine Reihe von kostspieligen Maßnahmen ergriffen werden. Es müssen mehr Schulen gebaut werden, es müssen die dafür notwendigen Lehrer zur Verfügung stehen, es müssen die notwendigen Verkehrsverbindungen speziell für Schüler geschaffen werden, denn beispielsweise lehnen es viele Eltern ab, ihre Kinder mit dem Bus fahren zu lassen, der die Arbeiter in die Fabrik bringt.

Doch auch weitgehende Wünsche werden geäußert, die, wenn sie mit genügend Nachdruck vorgebracht werden, eine Reform unseres Bildungswesens bewirken könnten. So wird auf dem Land immer wieder auf die Notwendigkeit der Ganztagschule hingewiesen, die die nahezu unmögliche häusliche Beaufsichtigung der Schulkinder bei den Hausarbeiten überflüssig machen würde. Bis dahin wird als Kompromiß vorgeschlagen, daß Studenten die Kinder am Nachmittag beaufsichtigen und die Hausarbeiten überwachen. In Breisach ist dies geplant, diese Schule soll dieses Modell ausprobieren. Da die angeschnittenen Probleme nicht allein auf den Raum Freiburg oder Südbaden beschränkt sind, wäre es wünschenswert, wenn sich auch andere Universitäten mit diesen Fragen beschäftigen würden. Wohl haben verschiedene Stellen bisher Interesse gezeigt, doch über erste Vorbereitungen ist man noch nicht hinausgekommen. Allerdings ist zu bedenken, daß eine solche Aktion einen erheblichen Einsatz von vielen Mitarbeitern verlangt. Die Freiburger Studenten jedenfalls, die viel Mühe in diese Aktion investiert haben, hoffen, daß es vielleicht auf diese Art gelingt, in Zukunft den Fragen von Schule, Ausbildung und Bildung in der Öffentlichkeit ein größeres Gewicht zu verleihen. Roland Koch

Der (Un)-Geist von Fürsteneck

Von weitem schon ist die Burg auf der Rundkuppe des Berges sichtbar, überragt von den alten Linden, dem Wahrzeichen von F. Das ist — so erfahren wir aus dem Prospekt des Hauses — das anregende und zugleich zur Sammlung führende Gehäuse, in welchem lebendige und fruchtbare Bildungsarbeit zum Ereignis wird. „Abseits der lärmenden Reizwelt, da wo Sammlung und Besinnung möglich ist, in freiwilliger Beschränkung auf das Wesentliche, Ursprüngliche, Schöpferische und Menschliche“, überdauert in den Gemäuern von F., deren historische Ehrwürdigkeit jede Kritik abweist, ein verstaubter Begriff von Bildung, der die Entfaltung der Persönlichkeit meint. Wohin diese sich entfalten soll, wird offen gelassen, wenn auch viel die Rede ist von der Bewältigung von Problemen, der Weitung des Blickfeldes und der Standortgewinnung im Zeitwandel. Die Vermittlung von Rezeptwissen lehnt man ab, „denn im Einzelfall muß jeder aus persönlicher Kraft und Haltung seinen Weg allein finden.“

Die neuen Herren von F. haben ihre eigenen Vorstellungen von Bildung und Gesellschaft entwickelt. Das Übermaß an Wohlstand und technischem Komfort kann sie nicht darüber hinwegtäuschen, daß uns weithin nur Sinnlosigkeit umgibt. „Die Spaltung geht heute durch jede Persönlichkeit. Die manipulierte Unterhaltungsindustrie und damit die Steigerung des totalisierenden Fremderlebens läßt die Schöpferkraft des Menschen, die Phantasie und damit das emotionale Eigenleben, die wertvollste Substanz unserer seelischen Anlagen, ersticken.“ Die gespaltene Seele wird in F. durch die Pflege der musischen Erlebnisqualitäten wieder zusammengeflickt, „damit der junge Mensch nicht nur vom Intellekt, sondern als ganzes Wesen angesprochen wird.“ Am ganzen Wesen soll der Mensch in F. genesen. Hier haben wir es mit wahrer Volksbildung zu tun. Die Wissenschaft bleibt den sozialen Oberschichten vorbehalten, das Volk darf sich als Ersatz eine

Persönlichkeit verschaffen. Denn „jede Hochkultur (bedarf) lebensnotwendig eines Fundamentes, das breit gelagert und in sich wohlgebildete soziale Grundschichten umfaßt. Nur auf solchem Fundament eines gebildeten Volkes kann die höhere wissenschaftlich-technische und künstlerische Kultur sicher — auch politisch sicher — ruhen und sich entfalten.“ Auf dem Sockel eines derart gebildeten Volkes kann sich das Standbild einer Oberschicht halten, deren Bildungsprivilegien unter Denkmalschutz stehen. Die Heimvolkshochschule F. setzt die traditionelle Trennung des deutschen Schulwesens zwischen volkstümlicher und wissenschaftlicher Bildung fort und leistet damit ihren Beitrag zur politischen Stabilisierung des Systems.

„Wo stehen wir im Bereich der Schöpfung als Menschen? Wo stehen wir in dem uns landschaftlich umgebenden Raum?“ so fragt sich der vom „Chaos des Vielzuvielen“ bedrängte Geist. Für die Natur- und Bodennähe seiner Unterrichtsgebiete liefert F., dessen Besucher zum größten Teil der ländlichen Bevölkerung entstammen, eine soziologische Begründung, die in der Klarheit ihrer Aussage schon seit langem vermißt wurde: danach hat sich das Gewicht der sozialen Probleme in ganz Europa längst von der Industrie zur Landwirtschaft verschoben. Statt sich von Klassenkonflikten verwirren zu lassen, begibt sich die Landbevölkerung auf die gemeinsame Suche „nach Wegen der Lebensführung und charaktervollen Lebenshaltung“. Angeleitet wird sie dabei von der Fürstenecker Pädagogik, einem merkwürdigen Gemisch aus abgestandenen Resten der deutschen Jugendbewegung und mystischer Raum-Zeit-Verklärung, leicht überpoliert mit dem Jargon einer sich modern gebärdenden Gesellschaftskunde, deren Hauptanliegen darin besteht, Leitbilder zu vermitteln und Standorte zu gewinnen.

Um die Wiedergewinnung des Standortes bemüht man sich in F. mit musischen Mitteln:

wenn ich meinen Lebensraum in Schritt, Tanz und Spiel ausmesse, im Lied oder mit dem Instrument ausfülle, gehört er mir ganz, habe ich sicheren Standort in ihm. Hat der gehetzte Mensch in F. erst einmal Boden unter den Füßen bekommen, lernt er nach Schatzgräberweise, seine Lebenszeit in bewußtem Erleben des Tagesablaufes mit Arbeit und Feier, mit Tag und Nacht und den Wochen- und Jahresrhythmus mitwirkend zu gestalten. Hier liegt die unaufgebbare Aufgabe der Heimvolkshochschule: sie soll den friedlos gewordenen Menschen aus der Unrast zur Rast führen, aus der Verwirrung zur Entwirrung, aus der Zerrissenheit zur Vereinigung, aus der Verflachung zur Vertiefung, aus der Regellosigkeit zur Ordnung in Raum und Zeit, aus der Anonymität zur persönlichen Gestalt. . . . Inmitten dieses tiefgründigen Geschwätzes finden sich die für den Fürstenecker Geist bedeutsamen Worte von der Ordnung in Raum und Zeit, in der sich die Heilung der gespaltenen Persönlichkeit vollzieht. „Erst wenn der ganze persönliche Lebens- und Schicksalsraum des Menschen wieder sinnvoll geordnet wird, erfüllt sich das Leben des Menschen.“

Der spielerischen Suche nach einer neuen Lebensordnung wird in F. ein besonderer erzieherischer Wert beigemessen, „denn auf solche Weise schafft der Mensch Ordnung in sich und um sich und gliedert sich aus eigener Kraft dann spielend den großen Ordnungen ein.“ Übung zur Eingliederung in die großen Ordnungen, das ist wahre Volksbildung, auf der die „höhere Kultur“ auch politisch sicher ruhen kann.

Es hieße die Absichten derer von F. überschätzen, wollte man sie der Wiederbelebung eines Geistes bezichtigen, der von den bündischen Lebensordnungen zur nationalsozialistischen Formierung des deutschen Volkes führte. „Vieles wirkt hier zusammen, den meisten unbewußt“ — die sich im Prospekt daran anschließende Liste baulicher und landschaftlicher Gesichtspunkte wäre um den eines bedenklieh aufgewärmten Geistes zu verlängern, welcher den Hütern des Heimes hoffentlich selbst unbewußt geblieben ist. Einen Verdacht an deren Naivität mag der Besucher jedoch schöpfen,

wenn er aufmersam die Bibliothek durchforscht, in welcher sich der Geist von F. zum Teil greifbar niedergeschlagen hat. Unter dem Sammelsurium aus Spenden und Restbeständen nehmen die heimat- und volkskundlichen Schriften über den ehemals deutschen Osten einen unverhältnismäßig breiten Raum ein. Das mag an dem besonderen Eifer ihrer Spender liegen. Stutzig macht den Betrachter jedoch ein in Leinen gebundenes Werk aus dem Jahre 1937 über den „Deutschen Volkscharakter, eine Wesenskunde der deutschen Stämme und Volksschläge“, das seinen Platz unter der Rubrik „Volkskunde“ gefunden hat.

Dem interessierten Heimvolkshochschüler wird lebendige Bildung hier anschaulich gemacht: „Die Kräfte des Blutes und des Bodens haben aus den deutschen Volkstämmen und Volksschlägen Lebensgemeinschaften mit besonderen körperlichen und geistig seelischen Eigenschaften und Verhaltensweisen werden lassen, haben sie auf gleichem Raum und in gleichem Erleben vielfach zur Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen, jeden einzelnen in besonderer Weise . . .“

Sicherlich kann man wie der für die Bibliothek Verantwortliche der Ansicht sein, daß man es hier oben mit mündigen Menschen zu tun habe, vor denen auch Machwerke solch zweifelhaften wissenschaftlichen Wertes nicht versteckt zu werden brauchen. Warum dieses Buch nicht als Dokument in das Fach „Nationalsozialismus“ eingereiht wurde, erklärt dieser Hinweis nicht. Eher scheint es sich hier um eine Abwehr von Erkenntnissen zu handeln, die, liebe man sie zu, auch die neuen Herren von F. zwingen würden, ihren Geist einer Prüfung zu unterziehen. Solange dort oben Handweberinnen und Geigenbauer sich einfinden, soll man sie ihre Art von Verbindung zwischen Dimensionen von Raum und Zeit herstellen lassen. Handelt es sich jedoch um bildungsbehaftete Jugendliche, so hat die Öffentlichkeit einen Anspruch auf die sinnvolle Verwendung von Steuergeldern, mit denen auch die Fürstenecker Versuche „zur Standortgewinnung im Zeitwandel“ finanziert werden.

Gisela Burbach

Nachrichten für Studenten

VDS gegen Ausbildungsförderungsgesetze der Länder

Vor einer Ausweitung der ohnehin schon bestehenden Systemlosigkeit im Bereich der Ausbildungsförderung durch weitere Ländergesetze hat der Verband Deutscher Studentenschaften gewarnt. In einem Schreiben an die Fraktionen der Landtage von Bayern und Rheinland-Pfalz wandte er sich damit gegen die in diesen Ländern vorbereiteten Entwürfe von Ausbildungsförderungsgesetzen. Schon ein Vergleich der in den beiden Ländern veröffentlichten Gesetzesinitiativen zeige die Gefahr einer weiteren Zersplitterung. So wird in Bayern eine Hochbegabtenförderung, in Rheinland-Pfalz dagegen eine soziale Förderung angestrebt.

Nach Ansicht des VDS kann eine sinnvolle Regelung der Ausbildungsförderung nur im Rahmen eines Bundesgesetzes erfolgen. Scharf wandte sich der Verband daher auch gegen die Pläne eines Verwaltungsabkommens zwischen Bund und Ländern. Das Subventionswesen sei zu einem neuen großen Feld staatlicher Machtentfaltung geworden. Die Achtung demokratischer Grundsätze aber verlange, daß diese Macht vom Parlament ausgeübt werde. Ein Verwaltungsabkommen könne weder dem Förderungsempfänger eine ausreichende Sicherheit bieten noch die von einigen Bundesländern vorgeschobenen Bedenken gegen die Kompetenz des Bundes umgehen. info

Gemeinschaftsschule auch in Bayern?

Der bayerische Ministerrat gab nach mehreren Sitzungen, in denen grundsätzliche Fragen des künftigen Volksschulrechts beraten wurden, auf Betreiben des Kultusministers Dr. Ludwig Huber den Weg zu Schulzusammenschlüssen in Form der Gemeinschaftsschule frei. Einstimmig beschloß das Kabinett, daß überall dort, wo eine hinreichende Gliederung der Volksschule nur durch Zusammenlegung bestehender Volksschulen möglich ist, „die Wahrung der Belange der Bekenntnisse, besonders der Bekenntnisminderheiten, nur durch eine entsprechende Gestaltung einer christlichen Gemeinschaftsschule“ erreicht werden kann, nicht mehr – wie bisher – „durch Minderheitsplanstellen an Bekenntnisschulen“. Einschränkend heißt es freilich, daß die verfassungsmäßig festgelegte Stellung der Bekenntnisschulen hiervon unberührt bleibe. Gleichwohl wird in schulpolitischen Kreisen Bayerns hervorgehoben, daß damit eine der bedeutendsten kulturpolitischen Entscheidungen seit Jahrzehnten gefällt worden sei. akd

2. Studentenkongreß:

„Vietnam – Analyse eines Exempels“

Auf Einladung des Bundesvorstandes des SDS haben zwischen den Bundesvorständen des Sozialdemokratischen Hochschulbundes (SHB), des Liberalen Studentenbundes (LSD) und der Humanistischen Studentenunion (HSU) Verhandlungen über die gemeinsame Veranstaltung eines zentralen Studentenkongresses unter dem Titel „Vietnam – Analyse eines Exempels“ begonnen.

Der Kongreß wird am 22. Mai 1966 in der Universität Frankfurt am Main stattfinden und von etwa 1000 Studenten aus der gesamten Bundesrepublik besucht werden. Darüber hinaus soll der Kongreß auch für interessierte nichtakademische Jugendliche zugänglich sein. Ausgehend von der in Westberlin initiierten Protesterklärung von Intellektuellen, Professoren und Assistenten wissenschaftlicher Hochschulen der Bundesrepublik gegen die Intervention der USA in Vietnam soll der Kongreß eine politisch-wissenschaftliche Analyse des Vietnam-Konflikts erarbeiten. Wie dieser Konflikt von den an ihm Beteiligten als beispielhaft für weitere in den halbkolonialen Ländern sich anbahnende Auseinandersetzungen angesehen wird, soll der Kongreß Begriffe und Maßstäbe entwickeln, die das kritische Verständnis der gegenwärtigen Periode weltpolitischer Entwicklung erleichtern können.

Im Rahmen des Kongresses soll auch die Stellung der Bundesrepublik zu Vietnam gründlich diskutiert werden. Deshalb werden Vertreter der Bonner Parteien und der amerikanischen Botschaft eingeladen. sds-info

Kalte Krieger

Beifall fand die amerikanische Kriegspolitik auf der Mitgliederversammlung des Ostpolitischen Deutschen Studentenverbandes (ODS) in Höchst. Unter der Schirmherrschaft von Bundestagspräsident Gerstenmeier und in Anwesenheit von Exvertriebenenminister Merkatz bekräftigte der ODS, daß er sich nicht von „Denkschriftstellern, Sonntagsrednern und sonstigen politischen Einzelgängern“ verwirren lassen will. Daß der deutsche „Schuldkomplex“ nicht den „Verlust auf die deutschen Rechtsansprüche auf die Ostgebiete zur Folge haben kann“ verstand sich hier von selbst.

Für das neue Amtsjahr 1966/67 repräsentieren die Studenten Saenger (Hamburg) und Krie-

ger (Heidelberg) Westdeutschlands rechtsradikalen Studentenverband. Die Fäden zieht jedoch nach wie vor Vertriebenen-Jungfunktionär Gero Gisart: Der Gründer des ODS wurde zum „geschäftsführenden Vorstandsmitglied“ gewählt. Der 2000 Mitglieder starke ODS hat gute Chancen zum studentischen Vortrupp der faschistoiden NPD zu avancieren. ods/J. S.

Haushaltskürzungen zugunsten der Wissenschaft

Der FDP-Haushaltsexperte Dr. Hans Georg Emde hat sich dafür ausgesprochen, die in den bisherigen Etatberatungen im Haushaltsausschuß des Bundestages erzielten Einsparungen von rund 90 Mio Mark zur Aufstockung der Mittel für Wissenschaft und Forschung einzusetzen. Wenn in diesen Bereichen alle Wünsche erfüllt werden sollten, so müßten wohl insgesamt 200 Mio DM eingesetzt werden. Emde erklärte sich überzeugt, daß dies durch weitere Kürzungen auch erreichbar sei. akd

Keine Bundesbahn-Ermäßigung mehr für Studenten über 27 Jahre

Die Bundesbahn gewährt seit 1. März 1966 keine Ermäßigung für Schülerwochen- und Monatskarten von Studenten über 27 Jahre. Dies gilt auch für Fahrten vom Haupt- zum zweiten Wohnsitz. Auf unsere Anfrage war die Abteilung für Personentariife der Bundesbahndirektion Frankfurt nicht in der Lage darüber Auskunft zu geben, wer die Verantwortung trägt. Man verwies unter anderem auf die mögliche Zuständigkeit des Bundesverkehrsministeriums und des hessischen Kultusministeriums. S.

Rektoren attackieren VDS-Denkschrift zur Studienreform

Rechtzeitig zu seiner Mitgliederversammlung in Heidelberg brachte der VDS eine Schrift zur „Studienreform 1965“ heraus.

Verfasser des über 160 Seiten starken Werkes sind Heinz Theodor Jüchter und Wolfgang Heinz, als langjährige Mitarbeiter des VDS zwei der profiliertesten Kenner der Materie. Ihre Schrift, die, neben einer kurzen Schilderung der gegenwärtigen Diskussion um die Studienreform und einen Ausblick auf ihre Zukunft aus studentischer Sicht, auch eine ausführliche Dokumentation enthält, war kaum zwei Wochen erschienen, als der Generalsekretär der WRK, Herr Dr. Fischer, die Öffentlichkeit mit der Nachricht schreckte, der Präsident der WRK sehe sich nicht in der Lage, die Arbeit im ständigen Ausschuß für Studentenfragen (der WRK und des VDS) fortzusetzen. Dem VDS wurde vom Präsidium der WRK durch deren Generalsekretär vorgeworfen, einfachste und unerläßliche Methoden wissenschaftlicher Arbeit vernachlässigt zu haben, und zwar durch: „Parteiliche Auswahl und Unterdrückung von Dokumenten, einseitige Kommentierung, Vernachlässigung der Chronologie und oberflächliches Quellenstudium“.

Dieser wütende Angriff gegen die Kritik an der von den Professoren verschleppten und von der WRK durch administrative Maßnahmen – sprich Immatrikulationsbefristung – ersetzten Studienreform ist recht langatmig auf weiteren zehn Seiten eines Briefes Dr. Fischers an den VDS-Vorstand und die Autoren Heinz und Jüchter begründet.

Inzwischen liegt die vom Präsidium der WRK als Voraussetzung für eine Wiederaufnahme der Beziehungen verlangte Antwort und Stellungnahme des VDS vor.

Sie fällt für die WRK und Herrn Dr. Fischer erwartungsgemäß ziemlich vernichtend aus, besonders was die sachliche Stellungnahme der angegriffenen Kritiker Heinz und Jüchter betrifft.

In den zwei Schlagworten „Reform vor Administration“ und „Die Reform beginnt erst“ ist ihr Anliegen zusammengefaßt. Die Autoren hoffen, „daß die Folgerungen aus der zweiten These auch die Zusammenarbeit zwischen Hochschul Lehrern und Studenten neu gestalten werden.“ Heinz und Jüchter bedauern die durch Dr. Fischers Brief veranlaßte Auseinandersetzung, die sie am allerwenigsten zu vertreten haben. Der stellvertretende VDS-Vorsitzende Dieppen hofft und bedauert in seinem Begleitschreiben ebenfalls in verschiedenen Tonarten und weist die Vorwürfe des WRK-Sekretariats und die Herabsetzung der Arbeit von Studentenvertretern in aller Schärfe zurück.

Hoffnung allein wird aber wenig nützen, denn Eingeweihte wissen, wie „sauer“ Dr. Fischer über die Erfolge des VDS in Sachen Honnefer Modell auf der V. Hochschulkonferenz ist. Die gute Zusammenarbeit der WRK, besonders ihres Präsidenten Professor Sieverts, mit dem VDS im Ständigen Ausschuß für Studentenfragen und die Aussicht auf eine VI. Hochschulkonferenz mit dem Thema Studienreform, scheinen ihm ein Dorn im Auge zu sein. Offenbar soll jeder mögliche Erfolg studentischer Initiative im Ansatz vereitelt werden. -Sb-

Wortspargel

Wissen Sie was „Mauscheln“ ist? Nein? Das ist der Beweis: Sie waren noch nie auf einer Zusammenkunft von „Studentenfunktionären“, denn dieses ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Aber trösten Sie sich, diese Unkenntnis einfachster Vokabeln aus dem Funktionärsjargon unter den „mausgrauen Studenten“ soll demnächst beseitigt werden.

Die 18. o. MV des VDS faßte in Heidelberg folgenden Beschluß:

„Eine Kommission aus Uraltfunktionären, Mausgrauen und Jung-, Selbst- und Mitverwaltern erstellt ein Wörterbuch der VDS-Sprache (VDS Duden und Fremdwörterbuch, „Wortspargel“).

Neben der Etymologie (und Sprachengeschichte) ist dabei auch die Gossensprache (MV-Nachtsitzungsterminologie u. a.) zur Abgrenzung der Umgangs- und Hochsprache zu berücksichtigen. Besonderer Wert ist ferner auf die Wertgeographie zu legen.“

Solche einschlägige Aufklärungsschrift tut wirklich dringend Not, da die VDS-Funktionäre immer häufiger in den Verdacht geraten, sich selbst nicht mehr zu verstehen. Als warnendes Beispiel sei hier nur die Grußadresse des Vertreters aus dem Freistaate Bayern, Klaus Huber, erwähnt, der als letzter unter den ausländi-

schen Delegierten das Wort an die Versammlung richtete; auf die VDS-Chef Janssen erwiderte, er habe der Rede leider nicht ganz folgen können, weil er des Bayrischen nicht recht mächtig sei.

Kurze Zeit später schlugen (stachen) die Bayern eine Sprache an, die alle verstanden: Ein vom Landesverband des Freistaates gestiftetes Faß Bier. Zu dem fröhlichen Umtrunk, der nach der Wahl von cand. theol. Walter Hirche zum neuen Vorsitzenden und cand. phil. Martin Kasprk zum Vorsitzenden für Inneres stattfand, hatte der Geschäftsführer der Heidelberger Studentenhilfe e. V., Herr Dr. Gerling, noch einige Flaschen Klaren beigesteuert. Eine dieser Flaschen hielt Verhandlungsleiter Landowski, Mitglied des Haushaltsausschusses, unerbittlich umklammert, obwohl mehrfach „Nichtbefassung“ derselben beantragt worden war. Sb

Hochschulpolitik

„Herrlicher und weiser als Dich gibt es keinen hier in dieser Runde“, sprach der Fuchs und versuchte den Hasen zu einer gemeinsamen Resolution gegen Fuchsfallen zu bewegen. Allein, der Hase saß schon in seiner eigenen Falle und konnte dem Fuchs nicht helfen. T. D.

Teuflische Jahre

Das Beste aus Pardon

Der beste Spaß seit Werthers Leiden!

Nikel: Wir sollten mal wieder ein richtiges Spaßbuch machen.

Lektor: Mit Texten und Zeichnungen?

Bärmeier: Ja. Stories und Karikaturen ...

Nikel: ... Strips und Fotomontagen ...

Lektor: ... Cartoons und Blasenfotos ...

Bärmeier: Mit einem Wort: Das Beste aus Europas größter satirischer Zeitschrift PARDON.

Nikel: Genau. Darauf warten nämlich nicht nur 1,2 Millionen PARDON-Leser.

Lektor: Wahrscheinlich soll's auch möglichst billig sein?

Bärmeier: Na klar. Aber trotzdem dick. 320 Seiten mindestens. Ein richtiges Magazin, das man auf der Reise, als Geschenk, unter Freunden ...

Nikel: (Ein Manuskript aus der Schublade nehmend) Hier. Der beste Spaß seit Werthers Leiden!

Lektor: Kein Zweifel: Spaß für kritische Leser.

Bärmeier: Für Leute, die beim Lesen denken.

„Teuflische Jahre“ – Das Beste aus Pardon
Verlag Bärmeier & Nickel. 320 Seiten, Paperback, DM 6,-
Bei Ihrem Buch- und Zeitschriftenhändler

VERLAG BÄRMEIER & NIKEL
BON & NIKEL

Den Kopf in Heidelberg verloren

18. Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften

Vorbildlich ausgerüstet mit einem lückenlosen Verzeichnis der Theater- und Filmvorstellungen sowie der interessanten Lokale, fand der Delegierte ohne Schwierigkeiten heraus, wodurch er sich am sinn- und lustvollsten den Nachtsitzungen während der 18. oMV des Verbandes Deutscher Studentenschaften entziehen konnte. Scheint es doch in Heidelberg leichter als anderswo zu sein, das Herz zu verlieren.

Prompt geschah auch das Vorhergesehene: nicht nur traten einige Pädagogische Hochschulen dem VDS bei; neben Münster, Hamburg, Mainz, Gießen und den anderen Universitäten kehrte auch Köln, Primus der Rebellen, in die Arme der „armen mater“ zurück. Hatten politische Gründe ohnehin in den wenigsten Fällen den Austritt bzw. die Austrittsdrohung bedingt, drehte sich beim Wiedereintritt die Diskussion konsequent um die Verwendung der Beiträge, deren Fehlen durch den Boykott auch zum Bankrott des Verbandes zu führen drohte. Werde mehr Geld für die Fachverbände im VDS verwandt, so war zu vernehmen, würden die Wiedereintritte erfolgen. Das Geld müsse erst vorhanden sein, tönte es zurück, und es sei erst, wenn den Austritten widerrufen sei, die Katze biß sich in den Schwanz und was den einen Bedingungen waren, waren den anderen Erpressungen, und die könne die autonome MV nicht akzeptieren. Die bedingungslose Kapitulation der Abtrünnigen war unvermeidlich, die Freude wurde mit säuerlicher Miene ertragen.

Die Studentenschaftsbeschlüsse, die Bildungskampagne in der BRD zu verstärken, können ironischerweise nur als Drohung betrachtet werden: gegen die Studentenschaft selbst. Eine erfolgreiche Kampagne könnte dazu beitragen, die mittelalterliche Sozialstruktur in der BRD aufzulösen; um den Preis einer fatalen Wirkung auf die ohnehin überfüllten Universitäten jedoch. Wann das 1964 von den Ländern unterzeichnete Finanzierungsabkommen zur Sicherung der Universitätsneubauten in Kraft tritt, ist nicht abzusehen. Der Beitritt des Bundes zu diesem Abkommen dürfte schwerlich erfolgen, bevor die von der Troeger-Kommission konzipierte Finanzform durchgeführt ist, die die Rechte der Länder stark einzuschränken droht.

So gefährlich die Zentralisierung von Kompetenzen im Bund beim Stand der demokratischen Verhältnisse in der BRD erscheinen muß, gilt doch uneingeschränkt das Argument, daß die Länder nicht nur bei der Planung von Hochschulneu- und -umbauten kläglich versagen, sondern auch bei ihren Versuchen (so weit sie überhaupt gemacht werden), ein einheitliches Ausbildungsförderungsgesetz zustande bringen. Wie schon früher bemängelte auch während seiner 18. oMV der VDS die unkoordinierte nebeneinander stehenden Förderungsflickwerke, insbesondere die von Land zu Land verschiedene Voraussetzung für die Förderung nach dem Honnefer Modell. Soll in dem einen Land tendenziell jeder überhaupt zum Studium befähigte gefördert werden, sieht das andere eine ausgesprochene Begabtenförderung vor. Bei der weiten Verbreitung elitären Denkens verwundert nicht, daß der VDS mit schöner Regelmäßigkeit fordern muß, die Förderung lediglich von der Erfüllung allgemeiner

Die handgreiflichen deutschen „Separatisten“ von Köln, Münster, Mainz, Würzburg, Erlangen-Nürnberg, Gießen und Hamburg sind dem Verband wohlbehalten wieder eingegliedert. Der Kölner ASTA-Vorsitzende Klaus Läßle, der seine Diskussionsbeiträge stets mit der Wendung „Hohes Präsidium“ begann, ist sogar gleich zum Vorsitzenden des Sozialausschusses avanciert. Seine, im Köln der Carnevalszeit sicher gerne gehörte Anrede, verbat sich Verhandlungsleiter Hickel denn auch nach einiger Zeit mit süddeutscher Schnoddrigkeit: „Lassen Sie doch des, da kommt mer sich ja biöd vor.“
Sb

Leistungsansprüche der Universität abhängig zu machen. Die ideologische Vorstellung, bei der Studienfinanzierung müsse ein Rest Eigenbeteiligung vorhanden sein, akzeptiert nicht einmal Burschenschaftler Dieppen (aus Mondo Cane bekannter VDS-Vorsitzender für Inneres) als Grund dafür, monatlich bedeutend weniger als die notwendigen DM 380,— zu vergeben. Als ähnlich zweifelhaft wie die Empfehlung, Bildungswerbung zu betreiben, erscheint jene, an den einzelnen Universitäten psychohygienische (!) Beratungsstellen einzurichten. Nachgewie-

senmaßen resultierten die unter Studenten besonders weit verbreiteten psychischen Störungen in großem Maße aus unzureichender Studienplanung, unzureichenden Möglichkeiten für diese Planung und aus der somit unübersehbaren Prüfungssituation. Psychohygiene, was immer das sein soll, kuriert die Symptome an den Studenten, nicht die Krankheit der kerngesunden, will sagen: im Kern gesunden, Universität.

Ein wichtiger und voraussichtlich noch einige Diskussion provozierender Beschluß empfiehlt den örtlichen Studententeams die Aufnahme von Vorlesungskritiken ins redaktionelle Programm. Die Diskussion der Studentenvertreter über diese Vorlage beschränkte sich weitgehend auf die Frage, ob solche Kritiken anonym oder namentlich gezeichnet veröffentlicht werden sollen — ihre Notwendigkeit blieb praktisch unbestritten. Ob allerdings auch die angestrebte bessere Information der Anfangsemester erreicht werden kann, bleibt offen: in seiner 50. Ausgabe demonstriert der FU-Spiegel eine Schwierigkeit: „Ursprünglich hatten wir vor, sogenannte Massen- oder Hauptvorlesungen zum Gegenstand unserer Betrachtung zu machen, aber bei der Suche nach zur Beurteilung fähigen Studenten stellte sich heraus, daß ältere oder examinierte Studierende solche Vorlesungen nicht besuchen.“ Warum sollten sie auch?

Ein weiteres Ziel der Vorlesungskritiken ist die Unterstützung der Forderung, möglichst in Zusammenhang mit einer Reform des Studiums während der ersten Semester ein „Institut für hochschuldidaktische Forschung“ und an möglichst vielen Universitäten „hochschuldidaktische Zentren“ zu errichten. Aufgabe von Institut und Zentren wäre eine allgemeine Gegenüberstellung von Lehrmethode und -erfolg, ferner die erleichterte Auswahl der Lehrgegenstände im Hinblick auf das Studienziel — die persönliche Erfahrung des Dozenten erhielt eine feste wissenschaftliche Basis.

Der Bestätigung früherer Beschlüsse diene die die Vorlage zum Disziplinarrecht. Rechtzeitig zur MV veröffentlichte der VDS eine Untersuchung von Hartmut Rotter (VDS-Angestellter) mit dem Titel „Ethische Totalbindung des Studenten?“, deren Ergebnis nicht überrascht: jegliches Disziplinarrecht für Universitätsbürger verstoße gegen die Rechte auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, auf Meinungs- und Weltanschauungsfreiheit, auf Vereinigungsfreiheit und auf freie Wahl der Ausbildungsstätte; jegliches Disziplinarrecht sei also verfassungswidrig. Bindung statt Bildung: einer der Ansprüche, die noch tief im Mittelalter wurzeln. Doch auch der VDS mutet wie der Ausfluß eines Ständestaates an denn als eine emanzipierte Gesellschaft. Sein Wort vom mangeln-

den Kontakt zwischen Student und ASTA, ASTA und VDS im eignen Ohr, sollte auch Janssen erkennen, daß sich zumindest die Verbindung zwischen Student und ASTA schwerlich verstärkt, so lange der VDS sich nicht in eine freiwillige Vereinigung der Studenten umwandelt. Durch diese Metamorphose könnte sich auch seine politische Wirksamkeit erhöhen.

Die außenpolitischen Beschlüsse des VDS kritisieren vor allem die Studentenunterdrückung in Rhodesien, Spanien und Griechenland; im Zusammenhang mit den örtlichen sozialen Problemen wünscht der VDS stärkere Kontakte zu den Studentenschaften Lateinamerikas. Der Te-

Vom Gastgeber, Tagungspräsidenten und Heidelberger ASTA-Vorsitzenden Schmidbauer ist zu berichten, daß er nach Streitigkeiten mit seiner Delegation verschwand, obwohl er nach anfänglichen Gerüchten doch für das Amt des VDS-Vorsitzenden kandidieren wollte. Dieses Gerücht wurde durch die Nachricht von einem entsprechenden Empfehlungsschreiben des Heidelberger Rektors noch gestützt. Aber Schmidbauer, der erfolgreiche Hersteller von „Meinungsbildern“ war im entscheidenden Augenblick von der Bildfläche verschwunden. Er sei in Urlaub gefahren, hieß es schlicht, und selbst „Fräulein Gisela“, seine Sekretärin wollte oder durfte nicht mehr sagen. Sb

nor der Beschlüsse, die Osteuropakontakte betreffen, fand eine angemessene Umschreibung in der Formulierung, der VDS wolle keine „kleine Hallsteindoktrin praktizieren“. Vorzüglich die Bemühungen, mit der FDJ ins Gespräch zu kommen, sollen verstärkt werden. Ein bemerkenswertes Schicksal erlitt eine Vorlage zur Situation in Vietnam. Eine starke Minderheit, darunter Frankfurts Delegationsleiter Arne, versuchte schon in der ersten Lesung einen Beschluß zu verhindern. In der dritten Lesung wandelte sich die Minderheit zu einer Mehrheit.

Insgesamt 20 Stunden Personaldebatte unterbrachen die Kür der neuen Vorstandsmitglieder. Oberster Herrscher aller Studenten der Bundesrepublik ist für ein Jahr stud. phil. Walter Hirche (CC) (der in Konstanz anregte, beim Bau neuer Universitäten die Verbindungshäuser gleich einzuplanen). Stellvertreter für Soziales wurde stud. theol. Martin Kasprick (SPD, SHB), für Fachverbandsfragen stud. theol. Ch. Haubold und für internationale Fragen Udo Kröner (TH). Die Herren Schellenberg und Vater aus Frankfurt lehnten die ihnen angetragene Kandidatur mit einer eigentümlichen Begründung ab: die Funktionäre wollen sich zu Studenten mausern.
Burkhard Blüm

2. Lesung

Recht lustlos begann am 30. März die 2. Lesung des Hochschulgesetzentwurfs im hessischen Landtag. Auf der Zuschauertribüne sah man außer den obligaten Pressekorrespondenten diesmal eine in beträchtlicher Zahl vertretene professorale und studentische Lobby. Wenige Tage zuvor hatten sich die Professoren noch einmal mit einem offenen Brief an alle Abgeordneten zu Wort gemeldet: „Die Regierungsvorlage liefert die Hochschule in entscheidenden Punkten dem staatlichen Dirigismus aus.“ Im einzelnen forderte die Hessische Rektorenkonferenz die Selbstverwaltung auf die finanziellen und personellen Angelegenheiten auszuweiten, den Kanzler als obersten Verwaltungsbeamten in die akademische Verwaltung zu integrieren, das Oktroi-Recht des Ministers nur in „begründeten Ausnahmefällen“ zum Zuge kommen zu lassen, die studentische Beteiligung an der akademischen Selbstverwaltung zu beschneiden und die Verlängerung der Vorlesungszeit zu unterlassen. Denn „die gesetzlichen Vorschriften über Vorlesungszeit und Unterrichtsprogramme widersprechen dem Geist der Selbstverantwortung, ohne welche Wissenschaft sich nicht entfalten kann.“

„Der Geist des Dirigismus und des Mißtrauens gegen die Hochschulen, der aus dem Regierungsentwurf spricht, erschwert es den hessischen Hochschulen schon jetzt, ihre Lehrstühle mit qualifizierten Wissenschaftlern zu besetzen, weil andere Bundesländer der Autonomie ihrer Hochschulen einen breiteren Raum gewähren.“ Die abschließende Mahnung der Rektoren, ihre Forderungen „nicht in den Wind zu schlagen“, schien die Landtagsabgeordneten nicht sonderlich zu beeindrucken, denn Kultusminister Schütte konnte ohne große Mühe seinen Entwurf durch die zweite Landtagsdebatte lavieren. Im Schlußwort zeigte er sich konziliant, indem er für die „sachliche Aussprache“ dankte, erlaubte sich einige Plänkeleien mit der CDU-Kultursprecherin Hanna Walz und zitierte schließlich als Bonmot das selbstkritische Eingeständnis der WRK, daß die hochschulinterne Universitätsreform bisher versäumt worden sei und daß man nun auf staatliche Hilfe warte.

In einem Punkte kommt der kulturpolitische Ausschuß den Professoren entgegen: Für die Rektorsverfassung stehen ihnen jetzt drei Modelle zur Auswahl; einmal das vierjährige Rektorat eines Professors, zweitens ein dreiköpfiges Direktorium, indem der Vorsitz jährlich wechselt, und schließlich die Präsidialverfassung nach amerikanischen Vorbild. Im Studentenschaftsrecht hat sich der Landtag vom professoralen Unmut nicht beeindruckt lassen und der Regierungsvorlage im wesentlichen zugestimmt. Die Studentenschaften

werden Körperschaften des öffentlichen Rechts, ihre Beteiligung an der akademischen Selbstverwaltung ist durch studentische Vertreter mit Stimmrecht in allen wichtigen Organen und Ausschüssen gesichert. Eine Negativliste schließt sie von Berufungs-, Promotions- und Habilitationsverfahren sowie von persönlichen Angelegenheiten des Lehrkörpers aus. Nach Meinung des Abgeordneten Rohlmann (SPD) ist es allerdings nicht ausgeschlossen, daß Sachfragen als persönliche Angelegenheiten deklariert werden könnten um die Studenten von den Beratungen auszusperrern. In der Abstimmung wurde der Entwurf mit den Stimmen der Koalition (SPD/BHE) und gegen die Stimmen der FDP angenommen. Die CDU-Fraktion blieb unentschieden und enthielt sich der Stimme. Für die dritte Lesung am 11. Mai erwartet man in Wiesbaden das endgültige Plaket des Landtags zu Minister Schüttes Reformgesetz.
H. T./J. S.

Pubertär

Man sei ja gewohnt, „daß die studentische Jugend zwischen Kairo und Kambodscha Pubertät und Politik bisweilen etwas durcheinanderbringt“, berichtet die Zeitschrift der Deutschen Arbeitgeberverbände in ihrer Ausgabe vom 5. März dieses Jahres. „Hieran gemessen sollte man auch über die Berliner Schreihälse kein Wort verlieren“, wenn sie sich nicht, ja wenn sie sich nicht, „ausgerechnet in Berlin und ausgerechnet gegen die Amerikaner“ gerichtet hätten.

Eine „geradezu selbstmörderische Tolerierung dieser größtenteils aus Westdeutschland zugereisten Radikalinskas“ ermöglicht es diesen „bei dem politischen Desinteresse der überwiegenden Mehrheit ihrer Kommilitonen die allgemeine ‚Richtung‘ zu bestimmen.“ Die Richtung dieser „Krakeeler mit Studentenausweis“ war, wie bekannt, das Berliner Amerikahaus, wo mit ein paar Eierwürfen „der Welt ein völlig falsches Bild von der politischen Situation in Berlin im allgemeinen und der politischen Einstellung deutscher Studenten im besonderen“ vorgetäuscht wurde.

Selbst wenn man nicht mehr pubertär ist, wie jener Dr. Hendrik Genth, so platzt einem als für das freie Berlin verantwortlicher freier Unternehmer doch der Kragen und man resoniert im Alte-Herren-Stil: „Meinen denn diese Knaben an den Berliner Hochschulen, wir hätten den Karren unseres Staates aus dem Schatten — mir liegt ein anderes Wort in der Feder — gezogen, damit sie sich von der Sonne des Wohlstandes rot oder braun brennen lassen können?“ Irgendwelche Krakeeler, so scheint es, haben den Karren Anno 1933 gegen den einmütigen Widerstand der Industrie dort hineingeschoben.
T. D.

Eine Analyse der deutschen Universität

das ist das soeben erschienene Buch

Hochschule in der Demokratie

Kritische Beiträge zur Erbschaft und Reform der deutschen Universität von Wolfgang Nitsch, Uta Gerhardt, Claus Offe, Ulrich K. Preuß, unter Mitarbeit von Heinz Großmann und Peter Müller. 503 Seiten, kartoniert DM 25,—. Schriftenreihe „Schule in Staat und Gesellschaft“.

Der Band faßt die historischen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen einer Gruppe von Studenten zusammen; Geschichte, Philosophie, Rechtswissenschaft und Soziologie vereinigen sich hier in geglückter Team-Arbeit zu einer demokratischen scharfen Kritik an den bestehenden Hochschulverhältnissen, die in programmatische Vorschläge und Forderungen mündet.

Professor Jürgen Habermas schreibt dazu im Vorwort:

„Die Lektüre mag für die, die eine große Tradition ungebrochen fortzusetzen meinen, provozierend sein. Aber nur darum ist diese Kritik so unerbittlich, weil sie ihre Maßstäbe dem besseren Geist der Universität selber entlehnt. Die Verfasser identifizieren sich mit dem, was die deutsche Universität einmal zu sein beanspruchte.“

Der Inhalt ist in vier Teile gegliedert:

- I Gesellschaftliche Lage und Organisation der Hochschule
- II Wissenschaftsfreiheit und Demokratie
- III Idee und Ideologie der Universität
- IV Die Studentenschaft in Hochschule und Gesellschaft.

Der Anhang bringt einen Exkurs über:

Frauen und die Universität und eine ausführliche Bibliographie.

Hermann Luchterhand Verlag GmbH

545 Neuwied Postfach 369

Anekdoten um Paula

Paula bedient in der alten Mensa im Studentenhaus. Ein Professor bestellt gebackenen Schweinebauch, vergißt aber, wie die Zerstretheit es so will, zu bezahlen. Paula, immer auf Posten, beobachtet, wie er sich erhebt und das Lokal verlassen will. Flugs setzt sie ihm nach, quer durch den vollbesetzten Saal, und erinnert, ihm das Verzehrte lauthals nachrufend, an die offene Zeche: „Der Herr Professor mit dem Schweinebauch!“

Ausweichgericht für alle, die das Mensa-Menü einmal mehr für ungenießbar halten, sind immer noch Russische Eier. Früher waren jene Eier freilich größer, liebevoll und reichlich garniert, mit viel Kartoffelsalat versehen. Entsprechend oft wurden sie verlangt, entsprechend lange mußte man warten. Paulas zweideutiger Trost: „Die Russen kommen gleich!“

Ein französischer Student, Gast des AstA, sitzt in der Kellermensa des Universitäts-Haupt-

gebäudes und läßt sich von Paula Herz servieren. Als es ans Bezahlen geht, verweist er sie radebrechend an den AstA. Paula ist's zufrieden und schreibt die Rechnung, allerdings auf ihre Art: „Ein Herz für einen Franzosen, eine Mark. Paula.“

Ludwig Erhard besucht die Mitgliederversammlung des VDS in der neuen Mensa. Ein vorzügliches kaltes Büfett ist aufgeföhren, von hungrigen Studenten aber in kürzester Zeit vernascht. Als Erhard, stets von einer großen Menschenschar umringt, sich endlich ans Büfett herangeht, sieht er nur – tabula rasa. Paula aber, mütterlich vorsorgend, hat einige Delikatessen in Sicherheit gebracht, drängt sich in ganzer Fülle zu Ludwig durch und gibt dem Kanzler, was des Kanzlers ist. Listig lächelnd, begründet sie ihre Aktion Eichhörnchen: „Wir Dicken müssen zusammenhalten.“ twf.



Foto: Kolmsee

30 Jahre Arbeit im Studentenwerk

Geschehen war es Anfang der fünfziger Jahre. Rektor, Oberbürgermeister, Professoren, Herren und Damen in feierlicher Garderobe, kurz alles, was man Honoratioren nennen würde, dazu Polizisten, Sperrketten bildend – auf dem Gelände der Johann Wolfgang Goethe-Universität – warten und halten Ausschau nach dem ganz großen Ereignis. Im selben Augenblick durchbricht sie die Sperrketten, hintergeht die Garderobe auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz, betritt das Vestibül, Jubel kommt auf, sie bleibt stehen, blickt verwundert auf und meint listig und verschmitzt: I bin's net! Paula war's, im Mai sechzig Semester an dieser Universität.

Sie kam aus einer schwäbischen Stadt, die außer der Einsteins auch ihre Heimat war. Frau Paula Reinhardt, mater mensae nostrae, erzogen in einer Klosterschule, entsagte dem inneren Dienst. Sie arbeitete in großen Hotels, führte eine Zeit lang eine Bar und bekam eines Tages das Angebot, den aufreibenden Dienst in den Hotels mit einem angenehmen Arbeitsplatz als Serviererin in der Frankfurter Mensa zu vertauschen. Die Studenten, die sie seit dieser Zeit sahen und kennen lernten, sprechen mit viel Liebe und Hochachtung von Paula, die sich mit ihrem großen Herzen und ihrer ganzen gewichtigen Persönlichkeit für sie eingesetzt hat, als wären es ihre eigenen Kinder. Sie benachteiligte keinen, sie bevorzugt sie alle, ausländische und deutsche Kommilitoninnen und Kommilitonen. Ihrem Humor setzen Anekdoten nach. Die Geschichte ihrer Suppe, ist die der Universität der letzten dreißig Jahre.

Wer Paula erzählen hört, muß fast annehmen, der Frankfurter Massenbetrieb sei nur eine böse Illusion: „Ich spürte, manchem fehlt die Mutter. Mancher kommt und macht ein kümmerliches Gesicht und ich frag dann: „Was ist denn los mit Dir?“ Und dann kommt die Antwort: „Ach, Paula, ich habe noch kein Geld bekommen!“ – Schaut her, die Welt ist rund, und die Studenten kommen heute aus vielen Ländern, die Eltern sind weit und da braucht man manchmal jemanden, gell, und wo ich helfen konnte, habe ich geholfen.

Ich bin ja jetzt im dritten Mensa-Gebäude. Da, wo ich jetzt bin, die Wände, wo wir eingezogen sind, die waren kahl. Aber wenn man so die Gesichter wider gesehen hat, von Professoren und Studenten, war für mich die Wärme wieder da und umgekehrt, nehme ich an, auch. Natürlich ist es etwas teurer geworden, jetzt vor allem bei uns oben, im Professorenraum, aber das Essen wird ja auch allgemein gelobt.“

Auf die Frage, wo sie lieber arbeiten würde, in der oberen oder unteren Mensa, meint sie: „Ich nehm's wie's kommt. Mittags bin ich oben, wo ich arbeite, im Professorenzimmer, da kommen ja auch Studenten rein. Und nachmittags bin ich unten bei den Studenten und ich fühle mich da ganz wohl. Es wird manchmal gelacht, auch manchmal ein ernstes Gesicht gemacht; also ich bin mit den Studenten so

verbunden und ich fühle es manchmal, die brauchen Wärme, so wie Nesthäkchen zu der Mutter.“

In den bitteren Zeiten. „im Jahre 1936, da haben wir 5 – 6 Menüs gehabt. Also der Eintopf, der war klassisch, da fehlt doch heute was. Für 60 Pfennig, das war ausgezeichnet. Im Krieg, da haben wir so viel Grütze gegessen, immer nur Grütze. Wir hatten nur Grütze, einmal Grützebrei, einmal Grützesuppe, manchmal Fleisch mit Grütze; das Fleisch hab ich noch selbst geholt beim Metzger.“

Die vielen, die Paula schätzen lernen durften, haben sie nicht vergessen. „Bitte, ich hab Briefe von überall her, aus den Staaten, jetzt hab ich auch wieder einen gekriegt aus Hongkong, ja von einer Kapazität dort sogar; aus Afrika, überall her.“

Zu Herrn Zeller, dem stellvertretenden Geschäftsführer des Studentenwerks, der gerade neben Paula sitzt, meint sie „aber ich freu mich so, daß der Zeller mit mir das Dreißigjährige hat. Wir können wirklich sagen: soll einmal einer uns des nachmachen. Er hat ja auch von Anfang an alles mitgemacht und ich hab schon so viel Schuhsohlen abgelaufen. Aber wir haben es immer mit Freude gemacht.“

Bernd Zeller, seit 1963 Leiter der Förderungsabteilung begann seine Tätigkeit im Studentenwerk 1936 als Buchhalter bei der Krankenversicherung. Bei seiner Tätigkeit war auch ihm der persönliche Kontakt zu dem Studierenden, der seiner finanziellen Schwierigkeiten wegen zu ihm kam, der entscheidendere Faktor, nicht in erster Linie Vorschriften. Das war anfangs eher möglich. 2300 studierten damals an der Frankfurter Universität – heute kommt die gleiche Anzahl regelmäßig zu ihm, die auf Grund seiner Entscheidung Unterstützungen erhält. Obwohl er täglich sich diesen Massen gegenüber sieht, erscheint sie ihm zugänglicher als die Wenigen aus der Vorkriegszeit. „Die Vorkriegsstudenten waren im Vergleich zu den heutigen Studenten anders im bezug auf so sehr vieles, da der Student vor dem Krieg ein hundertprozentiger Akademiker war, d. h. ich will das nicht verallgemeinern. Er stellte einen Typ für sich dar, der, ums ganz grob zu sagen, sich selbst aus der Masse heraushob; er sagte: ich bin Akademiker, ich bin intelligent, ich habe bestimmte Rechte, Vorrechte, und diesen Typ Studenten kennen wir sehr gut. Vielleicht waren es in erster Linie Verbindungsstudenten. Aber heute, der normale Student, der zu uns kommt, ist ein Mensch unter Menschen. Es gibt da gar keinen Unterschied, wenn ein junger Mann zu mir hereinkommt, der gerade eben von der Schule kommt, dann ist er weltfremd. Und mit unser Bestreben ist es, dem jungen Mann erst mal aufzuzeigen, was hier an der Uni los ist. Die kommen ja auch und fragen, wann muß ich morgen zur Schule kommen. Von einer akademischen Freiheit haben sie bis dahin noch nichts gehört. Also mit unsere Aufgabe ist es, ihm zu zeigen, was hier los ist.“ S.

kleine chronik

Stiefographie

Einigen komilitonen klang es wie ein verfrühter fastnachtsscherz: der AstA lud auf handzettel ein zu einem lergang in „Stiefographie“, einem „vollendeten neuen deutschen Kurzschriftsystem auf mathematisch-geometrischer Grundlage“. Selbst nachdem lautsprecherdurchsagen in der mensa das ereignis nochmals für den 18. januar angekündigt hatten, entschloß sich der ehemalige AstA-vorsitzende „Otto“ Peter Mürmann erst nach einer rückfrage im AstA zur teilnahme. Gleich im erging es rund 90 weiteren komilitonen, die wahrscheinlich drei wochen später nicht erscheinen wären, um im seminarraum der HfE im keller des studentenhauses die öffentliche vorstellung einer genau berechneten, gut ausgefeilten kurzschrift mitzuerleben. Der man, der sie entwickelt hatte, Oberregierungsrat a. D. Helmut Stief, erklärte sein sistem und den werdegang der schrift selbst.

Von den Russen zu langjähriger zuchthausstrafe in Bauzen verurteilt, hatte er als ehemaliger parlamentsstenograf und kener zalreicher kurzschriftsysteme zeit genug, rund dreimillionen buchstaben auszuzählen, ihre häufigkeit und ihre stellung untereinander sowie im wort zu bestimmen. Alein die konsonanten „d“, „r“ und „n“ haben einen anteil von etwa 40 prozent unter den mitlauten. Verbunden mit dem häufigsten vokal „e“ ergibt dis rund 80 prozent aller buchstaben. Als flüsigste schreibkurve bot sich die sinuskurve an, so das eine zweihügelige schlangenlinie „deren“ bedeutet. Dargestellt werden in den meisten bekannten kurzschriftsystemen nur die konsonanten. Di vokale bestimmt man durch di verbindung der konsonantzeichen und ihre stellung zur grundlinie. Eine weitere verkürzung der schrift wird dadurch erreicht, daß man dopel- und denungslaute wegläßt und gleichlautende buchstaben mit dem gleichen zeichen schreibt.

Der besondere vorteil des systems „Stief“ ligt in seiner leichten erlernbarkeit, di auf der völlig logischen entwicklung der schrift berut. Das sistem kent in der grundschrift keine kürzel und ausnameregeln. Es bestet aus nur 25 grundzeichen und wird one druk geschrieben. Ale übrigen merkmale sind di gleichen wi bei anderen kurzschriften.

Zur letzten der drei einföhungsstunden, in denen jeder das sistem erlernen kann, erschien sogar das fernsen. Im verlauf der sendung las ein student aus einer rede von Theodor Heuss, wi zwei Deutsche zwar landschaftlich bedingte und religiöse wesensunterschiede zu überwinden wusten, nicht jedoch di tatsache, das der eine Gabelsbergeraner, der andere aber Stolze-Schreyaner war. Wer sich um für di leicht zu erlernende kurzschrift „Stiefographie“ interesiert, der hat gelegenheit zu begin dieses semesters an einem neuen lergang teilzunehmen.

Studentenwerk vergrößert

Das Studentenwerk hat vom Kuratorium der Universität im 4. Stock des Hauses Jügelstraße 7 eine Wohnung erhalten. Dort ist jetzt neben Aktenräumen für die Förderungsabteilung die Studentische Darlehnskasse Hessen e. V. untergebracht, die bisher in der Jügelstraße 9, 2. Stock saß. Der dort freigewordene Raum wird von der studentischen Krankenversorgung DSKV benutzt, so daß zwei Räume für deren Publikumsverkehr zur Verfügung stehen. Nachdem das schadhafte Dach des Hauses Jügelstraße 9 vor einiger zeit repariert wurde, führen auch die Studentenärztin und die Abteilung Zimmervermittlung und Theaterkarten dort ein etwas menschwürdigeres Dasein.

Neuer Immatrikulations-Modus

Die Immatrikulationsfeier für die neu aufgenommenen Studenten des Sommersemesters 1966 wird nicht nach dem bisher üblichen Schema abgehalten. Statt einer symbolischen Verpflichtung auf den akademischen Eid von zwölf Studierenden aller Fakultäten durch den Rektor, unter mehr oder minder großer Anteilnahme der übrigen Studienanfänger, der Dozentschaft und der Öffentlichkeit, werden künftig in jeder Fakultät alle Neuimmatrikulierten zur feierlichen Aufnahme in die Universität anwesend sein müssen.

Auf den Feiern sollen neben den Dekanen und den Fachschaftssprechern, der jeweiligen Fakultät nahestehende Persönlichkeiten sprechen. Es werden aufgenommen: am 16. Mai künftige Juristen und Mediziner, am 17. Mai die Philosophen, am 18. angehende Natur- und Wirtschaftswissenschaftler und am 20. Mai die neuen Studierenden der Hochschule für Erziehung. Was mit den Neuimmatrikulierten geschieht, die sich der Teilnahme entziehen, ist noch nicht bekannt. Zumindest sollen sie aber durch ihren Dekan an die akademischen Pflichten erinnert werden.

Parlaments-Nachwahlen

Am 16., 17. und 18. Mai finden die Nachwahlen zum Studentenparlament und für die Fachschaften in drei Fakultäten statt. Juristen, Philosophen und Naturwissenschaftler haben die erforderlichen 30 Prozent Wahlbeteiligung im Februar nicht erreicht und sind derzeit nur ungenügend vertreten. Sb

happening

Achtung

Ankündigung für die Professoren der Freien Universität Berlin, die sich mit dem Gedanken tragen, an eine andere Universität zu gehen: in Frankfurt plant der DISKUS unter Berücksichtigung der Berliner und Göttinger Erfahrungen, Vorlesungskritiken einzuföhren. Die Redaktion erwägt nach einem vorschlag, der an sie herangetragen wurde, zur vereinfachung der sowieso stattfindenden wissenschaftlichen Dispute und zur festigung der gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden auch den Mitgliedern des Lehrkörpers eine weitere gelegenheit zu fruchtbarer kritik zu bieten. W.

personalien

Albert Reichhart, Verwaltungs-Amtmann und Leiter des Universitätssekretariats war am 1. April zwanzig Jahre in der Universitätsverwaltung tätig. Der Mann, den jeder Student als ersten Universitätsangehörigen kennenlernt, übernahm 1952 das Universitätssekretariat mit 5000 Studenten. Ständig versuchte er seit dieser zeit durch Umorganisation und Vergrößierung des Sekretariats der wachsenden Studentenzahl gerecht zu werden.

Die aus früheren Jahren bekannten Schlangen der Neueinschreibenden und der Rückmeldenden haben sich seit diesem Semester erheblich durch ein stark vereinfachtes Belegverfahren verringert. Spätestens für das Wintersemester will das Sekretariat das Belegen durch Automaten einföhren, das es bisher nur an der Universität Bochum gibt. Vorher müssen für diesen Fortschritt allerdings alle Ausweise umgetauscht werden.

Se. Magnifenz, Professor Dr. Rüegg, Rektor unserer Universität, traf pünktlich um 19.15 auf der letzten Sitzung des Frankfurter Studentenparlaments vor den Semesterferien ein. Da er dort aber nurmehr stolze 8 (acht) von 43 wackeren Schein-Parlamentariern vorfand, zog er es angesichts seines zwölfstündigen Arbeitstages vor, die Sitzung wieder zu verlassen. Das Dutzend unentwegter Mandatsträger durfte anschließend nach einem alten Brauch zu einer flotten Bowling-Runde in Richtung Henninger-Turm fahren.

Minifenz Volker Arneth erkundigte sich Ende März bei einigen Parlamentariern und Altfunktionären, wer denn eigentlich bei der letzten Parlamentsitzung im Wintersemester in die verschiedenen Ausschüsse gewählt worden sei. Aus dem Protokoll, für das in wissenschaftlicher Gründlichkeit die Fachschaft HfE verantwortlich zeichnete, waren diese bedingt wichtigen Informationen anscheinend nicht zu gewinnen.

Heinz-Dieter Bücken, vormals dritter Mann im AstA, legte sein Amt nieder, nachdem er für das Quartier Latin wenig getan hatte und von seiner Frau gedrängt wurde, sich nur noch seinem Studium zu widmen. Eingeweihte Selbstverwalter hatten diese entwicklung bereits vorausgesehen, obwohl Bücken heftig dementierte.

Wolfgang Vater, Ex-AstA-Finanzreferent, konnte nur durch ein elterliches Verbot und gutes Zureden seiner Kollegen davon abgebracht werden einem Ruf aus Bonn zu folgen und als stellvertretender VDS-Vorsitzender zu kandidieren. Er begnügte sich daher mit dem Vorsitz im Studentenschaftsausschuß und dem Fachverband Rechtswissenschaften im VDS. Wegen seiner zahlreichen Ehrenämter wurde er zu Hause vor die Alternative gestellt, den Vorstandsposten im AstA zu quittieren oder sich eine eigene Unterkunft zu suchen. Seit dem 1. Mai (Tag der Arbeit) besteht der AstA-Vorstand mithin nur noch aus dem Vorsitzenden Arneth.

Willi Flues, Uralt-Student der Wirtschaftswissenschaft und wohlbestallter Mitarbeiter des Hessischen Fernsehens bekam zum diesjährigen Quartier Latin zu wenig Eintrittskarten. Nun grollt er dem AstA ob solchen Affronts und hat geschworen, nur noch „ungetürkte“ Berichte über studentische Aktivitäten zu geben, so daß eine 250-Mann-Demonstration künftig auf dem Bildschirm auch wie eine solche aussehen wird.

Professor Ferdinand Hoff 70 Jahre

Der emeritierte Ordinarius für Innere Medizin und kommissarische Direktor der I. Medizinischen Universitätsklinik Professor Dr. med. Ferdinand Hoff wurde am 19. April 1966 70 Jahre alt. Fast 25 Jahre lang leitete er die erste Medizinische Universitätsklinik und prägte ihre Form. Was seine Assistenten und die Studenten besonders an ihm schätzten, war die Tatsache, daß er niemals einen Patienten als Fall vorstellte, sondern stets als eine physische und psychische Einheit. Die Studentenschaft bedankte sich bei ihm anlässlich seiner letzten Vorlesung Ende Februar 1966, indem sie ihm ein Blumenarrangement überreichte. Die Stadt Frankfurt zeichnete Herrn Professor Hoff anlässlich seines 70. Geburtstag mit der Goethe-Plakette aus.

Pläne und Wirklichkeit

Als im Frühjahr 1961, vor nunmehr zehn Semestern, die Frankfurter Hochschule für Erziehung dem Lehrernachwuchs ihre Pforten öffnete, war wohl jedem klar, daß der jüngste akademische Sproß das Licht der Welt nur unter erheblichen Geburtswehen erblickt hatte und Kinderkrankheiten ihn nicht verschonen würden. Aber keiner der Beteiligten wagte, sich das volle Ausmaß der Misere einzugestehen, Kultusminister Schütte als Ziehvater, auf dessen Wunsch der frühe Termin durchgepaßt worden war, am wenigsten. Sein Optimismus klingt im nachhinein wie blanke Hohn: „Es ist doch ein Neubau für die Hochschule vorgesehen . . . Drei bis vier Jahre bis zur Fertigstellung des neuen Gebäudes wird man ansetzen müssen, wobei man natürlich damit rechnen kann, einen Teilabschnitt dieses Riesengebäudes vorher schon in Anspruch nehmen zu können.“

So gesprochen vor den Mikrofonen des Hessischen Rundfunks zu Beginn des Jahres 1961. Heute, fünf Jahre danach, ist das Hochhaus noch immer nicht begonnen, und die Hochschule behilft sich weiter notdürftig mit ehemaligen Fabrik- und Mensaräumen, Kellern und baufälligen Patrizierwohnungen aus der guten alten Zeit: ein permanentes Provisorium. Kein Mißverständnis – die Notwendigkeit wissenschaftlicher Ausbildung für die angehenden Volks- und Realschullehrer steht außer Frage. Der einstimmige Beschluß des Landtags, die Hochschulen für Erziehung an den Universitäten zu errichten an Stelle von eigenständigen Lehranstalten, gereicht hessischer Kulturpolitik zur Ehre, umso mehr, als er bereits 1958 gefaßt worden ist.

Der Fortschritt hatte freilich seine Grenzen: Die Universitäten wachten eifersüchtig über ihre Standeswürden, so daß die neuen Hochschulen, in die Vorhalle des Tempels verbannt, an der akademischen Selbstverwaltung sich nicht beteiligen und keine akademischen Grade verleihen dürfen. Aber ihre Studenten sind

Mensa-Universität zum Hof hinaus. Beides hätte über 100 000 Mark gekostet, aber soviel war Wiesbaden das „Provisorium“ denn doch nicht wert. Die Zeit jedoch drängte, man brauchte zu Semesterbeginn ein Alibi. So kam man auf die Gaststätten zurück, und rechtzeitig am 8. Mai dekretierte die Ministerialbürokratie, in die Enge getrieben, ihre Kapitulation: Das Studentenwerk habe Bons für ein Mittagessen im Wert von zwei Mark, einzulösen bei den umliegenden Gastwirtschaften, zu 1,20 DM zu verkaufen.

Der Erlaß blieb graue Theorie. Er wurde nicht befolgt, weil er nicht helfen konnte. Dafür raufte sich die Studenten jetzt um die Stehplätze in der Mensa. Der AstA protestierte aufs neue, aber in Wiesbaden kam man, nachdem das Kind nun einmal in den Brunnen gefallen war, erst gegen Semesterende auf neue Gedanken: Jetzt sollte der Festsaal des Studentenhauses zur Essensausgabe werden. Der Frankfurter Universitätskurator höchstpersönlich mußte seinen Vorgesetzten die fixe Idee ausreden.

Der AstA hatte unterdessen einen vernünftigeren Gedanken propagiert, um wenigstens im Wintersemester Linderung zu schaffen: Im Keller der Bettinaschule, dem ersten Domizil der Pädagogen, könne eine Mensa eingerichtet werden. Der Rat der Hochschule aber, verständlicherweise vor allem auf einen halbwegs akzeptablen Studienbetrieb bedacht, sträubte sich dagegen, weil in den Kellerräumen bereits der handwerkliche Unterricht logierte, der sonst in Frankfurter Gymnasien hätte verlegt werden müssen. So blieb denn alles, wie es war. Ab Sommersemester 1962 schließlich wollte man in der Union-Druckerei, der nächsten Heimstatt der Erzieher, eine Essensausgabe installieren. Auch sie kam nicht zustande, die Räume waren nicht zu gebrauchen. Die neue Mensa an der Bockenheimer Landstraße aber wurde erst gegen Ende des Wintersemesters 1962/63 fertig – vier Semester nach der Eröffnung der Hochschule für Erziehung. Nicht

Doch als Schüttes Ministerium seine Zettel verteilte, gab es noch nicht einmal die Vorlage einer Novelle zum Lehramtsgesetz. Sie wurde erst am 20. Februar im Landtag eingebracht: In Jugenheim und Fulda sollten Pädagogische Fachinstitute entstehen, in denen Lehrer der musisch-technischen Disziplinen (Musik, Kunst-erziehung, Handarbeit, Sport) ausgebildet würden; Mittlere Reife genüge zur Aufnahme. Schon vor der zweiten Lesung des Gesetzes traf das Ministerium rechtsverbindlich seine Auswahl unter den Bewerbern. Niemand störte sich daran. Die Opposition stand in Treue fest; Müllers Zahlen taten ihre Wirkung. Die Novelle wurde angenommen.

Damit hat Hessen freilich seine eigene Konzeption verraten. Die Schüler erhalten an den Fachinstituten keine auch nur entfernte wissenschaftliche Ausbildung, Politik und Soziologie fehlen ganz im Lehrplan. Die Schulzeit dauert vier Jahre, in den beiden ersten sind Allgemeinbildung und Fachausbildung zu einer Art Schmalspur-Nachhilfsabitur verknüpft. Mit 20 Jahren kommen die Fachlehrer zu jung in den Schuldienst; bereits jetzt bestehen Einsatzschwierigkeiten, weil zu viele ausgebildet werden. Daß unter den Volksschullehrern zwei „Klassen“ geschaffen worden sind, unterschiedlich qualifiziert und bezahlt, dürfte überdies die Kollegialität nicht gerade stärken.

Standeskämpfe

Nicht genug des Rückfalls, die Novelle degradierte auch die Dozenten der Hochschule für Erziehung. Ihnen war der Status eines Hochschullehrers zuerkannt – nun hieß es auf einmal Studien- und Oberstudienräte im Hochschuldienst. Konsequenz: Der Staat kann sie, wie er will, in den Schuldienst zurückversetzen; er sichert sich so einen bedenkliehen Einfluß auf den Lehrkörper der Hochschule. Einige Dozenten quittierten den Dienst kurzfristig, Seminare mußten ausfallen. Die Studenten gingen auf die Barrikaden. Es half nichts. Schütte

einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, sondern bleibt nichtrechtsfähige Anstalt des Landes Hessen, so daß Wiesbaden keinen Einfluß verliert. Die Annäherung an die Universität dürfte daher zunächst formal bleiben. Immerhin besteht nun die Chance, daß sich Universität und Hochschule schneller als bisher aufeinander zu entwickeln.

Von Ort zu Ort

Leuchtet hier ein schwacher Hoffnungsschimmer, so sieht es um die räumlichen Verhältnisse der Hochschule nach wie vor düster aus. Sie bedeuten wohl die größte Kalamität, unter der die Pädagogen in ihren ersten fünf Jahren leiden mußten. „Provisorium“ löste „Provisorium“ ab, die steigenden Studentenzahlen (1961: 599; 1962: 1355; 1963: 2230; 1964: 2637) besorgten den Rest.

Ursprünglich hatte man der Hochschule das alte Neckermann-Gebäude am Ostbahnhof angetragen, aber sie lehnte dankend ab: wenn schon Hochschule für Erziehung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, dann auch in engster räumlicher Verbindung. Hier kam nur ein Gebäude in Frage, die Bettinaschule an der Senckenberganlage, ein verlassenes Gymnasium, das eigentlich abgerissen werden sollte, um einem Neubau der chemischen Institute Platz zu schaffen. Für die Pädagogen wurde es mit einem Aufwand von 100 000 DM rasch renoviert, konnte den Anforderungen aber trotzdem nicht genügen. Der „Saal“ 102 zum Beispiel, Seminar für Psychologie, faßte ganze 24 Plätze, wobei man wissen muß, daß pädagogische Psychologie als eine Grundwissenschaft des Lehrerstudiums von allen Studenten absolviert werden muß. Die Hochschule für Erziehung sah sich gezwungen, die meisten ihrer Vorlesungen in Hörsälen der Universität und in dem eigens dafür gemieteten Gemeindesaal der benachbarten Church of Christ abzuhalten. Für Bücher waren im Etat ganze 80 000 Mark vorgesehen, was Wunder, daß die Büchergestelle erst einen Monat nach Vorlesungsbeginn geliefert werden sollten.

Nach einem halben Jahr schon gedachte man, in die ehemalige Union-Druckerei in der Sophienstraße umzuziehen, deren Umbau etwa eine Million gekostet haben dürfte. Es wurde freilich Wintersemester 1963/64, bevor die letzten Seminare die Bettinaschule verließen – die dann endlich abgerissen werden konnte – die ersten waren allerdings schon 1962 umgezogen. Im neuen Domizil gab es neues Malheur: der Lärm beim Bau der gegenüberliegenden Universitätsbibliothek störte sehr. Schlimmer, die Kapazität der früheren Druckerei, der man die Fabrik deutlich ansieht, reichte nur für 1200 Studenten. Spätestens im Sommersemester 1963 war sie zu klein. Ein gewaltiger Exodus setzte ein, der die Seminare an dreizehn verschiedene Stellen über vier Kilometer weit verstreute; die Studenten müssen heute Fußmärsche bis zu zwei Stunden auf sich nehmen. Dabei verbesserten sich einige Seminare nicht einmal: die für Didaktik der Grundschule, Didaktik der Mathematik und Leibesübungen logieren zusammengepfercht im ersten Stock eines Hauses im Westend. In einem der Räume können die Studenten während der Seminarsitzungen nur an der Wand stehen, weil die Decke durchbrechen würde, wenn mehr als zehn Personen am Tisch säßen. Das Seminar für Politik ist inzwischen viermal umgezogen: Bettinaschule – Kettenhofweg – Niedenau – Kettenhofweg – Schumannstraße. Ein Neubau ist bekanntlich vorgesehen, seit fünf Jahren. Als die Hochschule eröffnet wurde, konnte Schütte noch nicht einmal sagen, wo er entstehen werde. Er nannte das Gebiet am Grüneburgpark, nahe Adickesallee, später war ein Areal auf der Ginnheimer Höhe in Aussicht.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Plan

Schließlich einigte man sich auf das Gelände der Bettinaschule; die naturwissenschaftliche Fakultät hatte jetzt nichts mehr dagegen, weil sie auf Niederursel hoffte. Aber nichts geschah auf dem Gelände. Zwar erklärte Schütte der Fachschaft der Hochschule für Erziehung im November 1963 selbstsicher, wenn er heute den Oberbürgermeister anrufe, kämen morgen die Bagger, aber er rief zunächst nicht an. Anfang 1964 hieß es, der Untergrund sei für den Bau ungeeignet. Dann kamen die Bagger doch noch und wühlten sich fünf Meter in die Tiefe. Aber seit Juli 1965 liegt die Baustelle wieder öde, weil das bewilligte Geld aufgebraucht war.

Man weiß heute, daß nicht 25 Millionen erforderlich sein werden, wie 1961 angegeben, sondern 70. Da der Bauplatz nur 16 000 qm umfaßt, muß ein extremes Hochhaus gebaut werden: mit 105 Metern Höhe wird die Hochschule für Erziehung das höchste Gebäude Frankfurts sein. Es ist inzwischen völlig durchgeplant, einige Aufträge sind bereits vergeben. Der Landtag hat für 1966 grundsätzlich 8 Millionen Mark bewilligt, aber angesichts der Sperrklauseln sagt die Summe nichts über die wirkliche Ausgabenbereitschaft des Landes. Erfreulicherweise steht das Projekt nicht auf der Negativliste des Wissenschaftsrates. Das hat sich in den Verhandlungen als Vorteil erwiesen. Kultus- und Finanzministerium scheinen bereit, den Bau nicht länger aufzuschieben. Professor Deninger, der gegenwärtige Präsident der Hochschule, ist jedenfalls nach den letzten Gesprächen zuversichtlich.

Wir möchten mit ihm hoffen, daß unter ein unruhliches Kapitel hessischer Hochschulgeschichte möglichst bald der Schlussstrich gezogen werden kann. Vor 1970 ist wohl nicht damit zu rechnen.

Elend, historisch-kritisch

Die Hochschule für Erziehung besteht fünf Jahre Zwischenbilanz geschrieben von Dieter Däther

vollmatrikuliert, mit dem Recht versehen, Vorlesungen und Seminare in den Fakultäten zu belegen. Diese wissenschaftliche Aufwertung des Studiums hat die Zahl der Lehramtsanwärter trotz allem steigen lassen.

Zur Diskussion stehen die Methoden, mit denen die neue Konzeption durchgeboxt worden ist – Methoden, die der guten Sache nicht bekommen sind, in Frankfurt ein ordnungsgemäßes Studium unmöglich gemacht haben. Daß Hessen seine Konzeption später verleugnet, hat, steht auf einem anderen Blatt.

Schüttes Lieblingsidee stieß bei den Frankfurter Studenten von Anfang an auf wenig Gegenliebe. Als einsame Rufer in der Wüste plädierten sie für eine Verschiebung der Eröffnung. Erst im Mai 1960 nämlich hatte der Landtag entschieden, eine der Hochschulen für Erziehung in Frankfurt anzusiedeln – ein Jahr später wollte man beginnen. Unnötig, über diese Frist zu diskutieren; sie bleibt zu kurz, auch wenn der Lehrermangel drängt, auch wenn die Hochschule anfangs nicht voll ausgelastet war.

Was man, euphemistisch „Provisorium“ benannt, am grünen Tisch in Wiesbaden noch halbwegs unter Kontrolle zu haben glaubte, summierte sich in der Praxis zu einer Vielzahl von Beschwerlichkeiten, die für Dozenten und Studenten gleichermaßen unzumutbar waren. Wie sehr man im Kultusministerium die Übersicht verloren hatte, pedantisch mit ungangbaren Wegen kalkulierte, in seiner capatio benevolentiae daher an den Realitäten scheitern mußte, zeigt am besten der Disput um die Frankfurter Mensa.

Beispiel: Die Frankfurter Mensa

Die Mensa war zu jener Zeit teils im Studentenhaus, teils im Keller des Universitäts-Hauptgebäudes untergebracht und faßte nur 420 Plätze (heute mehr als 1000); sie war schon damals völlig überfüllt. Bereits am 17. August 1960 wagte der Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität eine vorsichtige Rüge in Richtung Kultusministerium: die „sozialen Belange“ seien in die Planung der Hochschule für Erziehung nicht einkalkuliert. Schütte vermochte für die Zeit bis zur Fertigstellung der neuen Mensa – deren Bau noch nicht einmal begonnen war – als Ausweg nur ein „Provisorium“ anzugeben: Vereinbarungen mit umliegenden Gaststätten, um den Mehrandrang aufzufangen. Über soviel Unkenntnis konnten freilich die Frankfurter nur den Kopf schütteln: auch die Gaststätten in Universitätsnähe, schlecht genug, waren bereits ständig überfüllt; zusätzliche Plätze konnten sie nicht bieten.

Neue Pläne wurden gewälzt, etwa der Bau einer „provisorischen“ Mensabaracke, für die die städtischen Küchen das Essen liefern sollten, oder die „provisorische“ Erweiterung der

einmal zu einem „Provisorium“ hatte es zwischendurch gereicht, dergestalt das Ganze zu einem Provisorium degradierend.

Von Provisorium zu Provisorium

Im Prokrustesbett der Termine verkrüppelte aber auch eine sinnvolle Studieneinteilung, und das war schlimmer als soziale Härte. Sechs Semester sollten die Pädagogen studieren – im vierten fehlte noch immer die Prüfungsordnung. Nur eines war glücklicherweise sicher: Flöte zu spielen brauchte keiner; das hätte, zu ihrer Ehre seils gesagt, auch das Ende für viele stud. scientiae educationis bedeutet. Ansonsten, riet die Assistentenschaft, möge man „provisorisch“ studieren, was man eben möge. Der Spaß verging, als die Ordnung endlich kam: neunzehn Scheine, zwei Schulpraktika, drei praktische Ausbildungen, darunter Sport waren obligatorisch. Aber Provisorium bleibt Provisorium: Auch zwei Jahre waren zur Ausarbeitung der Prüfungsordnung nicht ausreichend gewesen. So bosselte man, unzufrieden, an ihr schon wieder herum, als sie kaum in Kraft getreten war. Gleich zwei Ausbildungen wurden zur Freude der Studenten, die sie schon absolviert hatten, wieder gekappt, Sport war nicht mehr nötig, ein Schein fiel außerdem. Eine einzige praktische Ausbildung schien denn doch zu wenig: Inzwischen verlangt man wieder zwei, Sport muß auch wieder sein. Dazu gilt jetzt die „Empfehlung“, in bestimmten Fächern statt bisher acht zwölf Stunden zu belegen. Die nächste Änderung ist schon in der Mache. Wozu Reform, wenn rationelles Studieren so verkommen?

Die Überraschung: Verrat

Gar so reformfreudig ist man in Hessen denn auch nicht. Dafür sparsam. Im Wintersemester 1962/63 liefen die früheren pädagogischen Institute in Jugenheim und Weilburg aus. Die schönen Räume an der Bergstraße standen leer, natürlich sollten sie der Lehrerbildung und dem Lande Hessen nicht verloren gehen. Staatssekretär Müller rechnete sich einen Fehlbedarf von 4500 Lehrern im Jahre 1970 aus. Was macht's daß er sich irrt – für 1965 z. B. rechnete er mit 4000 Abiturienten, es waren aber 5300 – ein Effekt staatsmännischer Vorsorge ließ sich erzielen. Und sehr demokratisch ging man dem angeblichen Notstand hinter dem Rücken des Parlaments zu Leibe: Anfang Februar 1963 schickte das Kultusministerium Prospekte in die Lande des Inhalts, Hessen werde ab Mai einen neuen interessanten Ausbildungsweg für Volksschullehrer bieten. Fettgedruckt: Abitur ist nicht erforderlich. Interessant in der Tat. Denn Lehrerbildung ohne Abitur gab es vor 1914. Interessant noch in anderer Hinsicht: Das Lehramtsgesetz von 1958 hatte schlicht gefordert, die Lehrerbildung habe an den Universitäten zu erfolgen, Studenten ohne Abitur gibt es dort bekanntlich nicht.

rekurrierte auf nicht näher erläuterte „gute Gründe“, um die Neuregelung plausibel zu machen, und zog sich mit einem dubiosen Hinweis auf die vorgesehenen, aber nicht besetzten, Planstellen für Professoren, für die auch Oberstudienräte im Hochschuldienst nominiert werden könnten, an der Sache vorbeirend, aus der Affäre.

Er hatte die spezifische Problematik verschwiegen, mit der eine Berufung zum Professor an einer Hochschule für Erziehung belastet ist. Von deren Professoren sind nämlich nur wenige habilitiert, Grund genug für die Universitäten, der Hochschule Wissenschaftlichkeit abzusprechen und ihre Beteiligung an der akademischen Selbstverwaltung sowie Habilitations- und Promotionsrechte zu verweigern. Woher freilich die standesgemäßen Kräfte kommen sollen, wenn niemand sich habilitieren darf, darüber schweigt der Professoren Höflichkeit: viele Fachgebiete der Hochschule für Erziehung (z. B. die Didaktiken) sind an den Universitäten, wo allein die Dozenten die Venia erhalten könnten, überhaupt nicht oder nur unzureichend vertreten. Überdies ist das Recht der Studenten, an den Fakultäten der Universität zu promovieren, nichts als eine lächerliche Farce: sie sind in praxi in ihr Lehrstudium völlig eingespannt – der vielen Scheine wegen – und nach dem Examen dürfen sie in den Fakultäten wegen der dortigen Anforderungen von vorne anfangen. Die Opposition der Universitäten ging in Bayern 1960 noch so weit, daß sie ihren Dozenten drohten, die Venia legendi zu entziehen, wenn sie einen Ruf an eine pädagogische Hochschule annähmen. Im Lehrkörper der Hochschule für Erziehung ist die Angliederung der Lehrerbildung an die Universitäten daher durchaus umstritten, ein Problem der Selbstachtung. Man will nicht immer vor den Universitäten knien.

Konsequent weiterentwickelt, müßte die Entscheidung von 1958 zur Integration der Hochschule für Erziehung in die Universität als pädagogische Fakultät führen. Dies erscheint auch sachlich als einzig angemessen: Die hohen Ansprüche der verwissenschaftlichten Zivilisation an die Ausbildung der Schüler erfordern eine stärkere Spezialisierung auch des Volksschullehrers, die einzig ein wissenschaftliches Studium leisten kann. Das geplante Hochschulgesetz bringt hier – wenn die Resultate der zweiten Lesung nicht noch einmal revidiert werden – wider Erwarten einen kleinen Fortschritt. Zwar wird es auch weiterhin an der Hochschule für Erziehung keine akademischen Grade geben, aber sie hat jetzt als „Abteilung für Erziehungswissenschaften“ das Recht, Vertreter in den Senat zu entsenden. Allerdings bleibt sie weiter extra muros: Sie erhält nicht, wie die Fakultäten, den Status eines Organs der Universität. Andererseits wird sie aber auch nicht, wie die Universität, zu

Demonstration der Justiz

Am 27. März 1965 steckten Polizisten des ersten Polizeireviere in Frankfurt den Studenten Klaus Arons in einen Polizeiwagen. Fast ein Jahr später betrieb ein Gericht in Frankfurt süffisant Sprachregelung. Man verhandelte über Unterschiede zwischen „fallen“ und „niederstoßen“, „Demonstration“ und „Dahingehen“, „Laufschritt“ und „schnell gehen“. Gegenstand der Hauptverhandlung war immerhin die Anklage wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Der Angeklagte Arons, amerikanischer Staatsbürger und Student in Deutschland, hatte am 27. März letzten Jahres an einer Demonstration gegen den Krieg in Vietnam teilgenommen. Auf dem Heimweg von der Demonstration hatte er das Schild, das er während der Demonstration offen getragen hatte, unter den Arm geklemmt. Andere Leute, die von der Demonstration kamen, waren auch noch unterwegs nach Hause in der Goethestraße. Dort, kurz vor der Einmündung in den Opernplatz, kam Polizei, die den Arons ohne viel Federlesens in einen Wagen wuchtete, offenbar in der Annahme, er sei ein gefährlicher Demonstrant.

Arons ließ wissen, er habe unter anderem eine ärztlich-bescheinigte Verletzung davongetragen. Widersprochen haben die Polizisten, einmal Arons und vor allem sich selbst. Denn von Schlägen wollten sie nichts wissen. Sie hatten nur eine Kette gebildet, um eine Demonstration aufzuhalten, die nach Auflösung einer genehmigten sich durch die Goethestraße gewälzt haben soll, und zwar unerlaubt.

Folgende Teile aus Dialogen beanspruchen nicht, authentische Dialoge wiederzugeben, aber sie beanspruchen, einen authentischen Bericht mitzubilden. Vergessen werden darf nicht, daß der Ton der Verhandlung geradezu freundlich war im Vergleich zu dem der vorhergegangenen zweiten Verhandlung.

Bei der Zeugenaussage des Polizeibeamten Hüttel, 1. Polizeirevier, fragt der Richter nicht präzise nach der von Arons geschilderten Knebelung im Polizeiwagen.

Verteidiger: Darf ich berichten, Arons ist, wie geschildert, nicht gefallen, sondern niedergestoßen worden, das ist nicht exakt vom Zeugen gesagt.

Vorsitzender: Das ist doch egal.

Verteidiger: Nein, niedergestoßen ist etwas anderes.

Vorsitzender: Wollen Sie mir Deutschunterricht erteilen?

Vorsitzender: zehnte Klasse, was ist das?

Publikum: Obersekunda

Vorsitzender: (verblüfft) so — (dann laut): mit Ihnen führe ich kein Gespräch.

In der ersten Verhandlung erschien Arons nicht, weil er durch ein Versehen nicht rechtzeitig den Termin erfahren hatte. Im Gerichtssaal tauchte damals ein bärtiger junger Mann auf, verspätet; Vorsitzender (zum Justizangestellten): Der Angeklagte Arons ist nicht da? Justizangestellter: Nein.

Vorsitzender: Da kam doch so ein bärtiger Mann herein.

Man schaut sich im Saal um.

Justizangestellter: Ja da hinten.

Vorsitzender: Hallo Sie, ja Sie, wissen Sie, wo Arons ist?

Zur dritten Verhandlung hat der Angeklagte sein a priori-Verdachtsmoment, den Bart, abrasiert. In dieser Verhandlung spielen einige Fotos eine wichtige Rolle.

Verteidiger: Ich übergebe dem Gericht einige Fotos von einem Journalisten, den ich glücklicherweise ausfindig machen konnte.

Vorsitzender: Warum, meinen Sie, sind die Polizisten auf Sie eingedrungen?

Arons: Die Polizisten waren wohl nervös.

Auf die Frage des Vorsitzenden, was u. a. den Eindruck einer Demonstration erweckt habe, antwortet ein Polizist: Es war ein Ruf erschallt, daß sie zum Konsulat ziehen.

Aber an Einzelheiten erinnern sie sich trotzdem; ein Polizist: Der Angeklagte hat sich gebückt ... er lag nicht auf der Straße, niedergeschlagen ... Dem Zeugen, einem Polizeibeamten, werden — wie seinen Kollegen — Fotos gezeigt: ein Beamter kniet auf jemandem. Ist es der Angeklagte? Oder etwa noch ein anderer?

Vorsitzender: Gottseidank gibt es ja selten solche Einsätze.

Vorsitzender: (auf die Fotos weisend) Wo ist die Kette? (gemeint ist der Polizeikordon).

Polizist: Die Kette ist außerhalb des Fotos. — (Wo die Kette nun gewesen sein soll, das bleibt rätselhaft.)

Vorsitzender (Sprachunterricht erteilend): Lassen Sie das „beziehungsweise“, das ist sehr schlechtes Deutsch.

Vorsitzender (im nächsten Satz): ... aus polizeiverwaltungsmäßigen Gründen ...

Vorsitzender: Das ist ja völlig neu, daß da andere zu Boden gekommen sein sollen. — (Je nun, bei der Betrachtung der Fotos liegen solche Vermutungen sehr nahe.)

Zeuge (ein Polizist): ... ich ihm sogar freundlicherweise die Brille abgenommen habe ... (zum fairen Schlagabtausch auffordernd?)

Derselbe Zeuge bei der Betrachtung der Fotos: Die Aufnahmen scheinen hinter der Absperrung gemacht worden zu sein ...

(Auf den Fotos sind Passanten zu sehen, was auch nicht gerade auf turbulente Privatdemonstrationen schließen läßt, eher auf normalen Fußgängerverkehr.)

Zeuge Jung (Polizist): ... Demonstration hat sich an der Hauptwache gebildet ...

Zeuge Gebert (Polizist): ... wir hatten Großeinsatz den Tag ... Demonstration hat sich an der Hauptwache aufgelöst ...

Polizeirat Mihm (Leiter des Einsatzes in der Goethestraße): ... hatten Auftrag, daß auf der Hauptwache Ruhe herrsche ... es wurde der Ruf laut: zum Konsulat. (Gemeint ist das amerikanische). Ich habe dann über Lautsprecher dreimal dazu aufgefordert, die Straße zu räumen ... wir bildeten eine Sperrkette ... diejenigen waren festzunehmen, die getreten und geschlagen hatten ... an die Fälle im einzelnen kann ich mich nicht erinnern, da ich ja der Leitende war ... wir hatten zwei Polizeiautos quer gestellt und uns bis an die Hauswände gestellt. Die Demonstranten kamen ja zuerst auf dem Bürgersteig ...

(das tun Demonstranten ja immer, damit sie weniger auffallen; ein ganz geschickter Trick) ... schreiend kamen sie, so daß ich sofort die Demonstranten erkannte ... sie kamen zum Teil im Laufschritt ...

Zeuge Gebert: ... die kamen da so her ...

Der Polizeirat: ... vor der Kettenbildung dreimal aufgefordert sich aufzulösen ... kann sein, der Angeklagte hat vielleicht nur die Auflösung gesehen.

Fotos werden dem Polizeirat gezeigt, er sagt: Das ist auf der Hauptwache?

Den Vorhaltungen von Vorsitzenden und Verteidiger setzt der Polizeirat immer entgegen, er habe eine enge Kette bilden lassen; leider ist nicht festzustellen, wo sie gewesen sein soll. Der Vorwurf gegen den Angeklagten, er habe die Kette durchbrechen wollen, wird äußerst geschwächt, fast unhaltbar.

Der Verteidiger bringt ein Schreiben vor, das von der Stadt an die Polizei gegangen ist. Es enthält die Anweisung, gegen Demonstrationen vorzugehen, die gegen eine befreundete ausländische Macht gerichtet sind. Aus diesem Schreiben, das er kennen sollte, da es Richtlinien für seine Arbeit enthält, will der Polizeirat nichts für sein Verhalten entnommen haben. Das seinerzeit aufsehenerregende Schreiben dokumentiert den usurpierten außerpolitischen Aberwitz der Polizei.

Köhler: ... ich habe als Journalist an der Demonstration teilgenommen ... Arons ist mir aufgefallen, er las in einem englischen Buch zu Beginn ... In der Goethestraße ging Arons allein ... er wollte weglaufen, als die Polizei kam ... die Polizisten schienen eine seltsame Art zu haben, sich auf Arons zu konzentrieren ...

Vorsitzender: Was las der Angeklagte denn zu Beginn?

Köhler: Fanny Hill.

Vorsitzender: Ein sehr friedliches Buch. (langes Lachen im Saal).

Ein Hauptzeuge wird nicht mehr vernommen, derjenige, der Arons geschlagen, am meisten geschlagen haben soll. Er ist in Urlaub. Mit einmütigem Beschluß wird das Verfahren eingestellt, nach Paragraph 153, Absatz 3 des Strafgesetzbuches.

In der mündlichen Urteilsbegründung hieß es unter anderem, daß die Polizisten einen sehr, sehr schweren Dienst zu leisten haben ... ihr Bestes versucht haben ...

(ja ihr Bestes versucht haben; etwa ein Dutzend anderer Zeugen der Verteidigung wird nicht mehr gehört, es wird nicht mehr die Rede sein von „fallen“ oder „niederstoßen“ auch anderer Leute, es wird nicht gesprochen werden von dem Foto, das den Polizeirat zeigt, wie er einen Arm zum Befehl hebt und vor ihm, vor seinen Füßen einen jungen Mann liegen hat, der von Polizisten untergehalten wird. Der Polizeirat hat nichts gesehen).

... nach Paragraph 153, Absatz 3 des StGB wird das Verfahren eingestellt, die Staatskasse trägt die Gerichtskosten, ... es besteht kein öffentliches Interesse ...

Paragraph 153 ist eine besonders humane Bestimmung (sind es andere weniger?) ... und zugunsten des Angeklagten spricht, daß er in der Hauptverhandlung auch keinen schlechten Eindruck gemacht hat ... im übrigen spricht für ihn, daß die Situation nicht mehr klar ... man kann sagen, daß Arons nur einer unter vielen ...

man kann ihn als Mitläufer bezeichnen ... (Welche Intamie, die respektvolle Haltung als höhere Blödsinn aufzufassen.)

... den Polizisten werden etwas die Nerven durchgegangen sein ...

... im übrigen hinterließ der Angeklagte persönlich einen sehr günstigen Eindruck ... (Was soll das?)

Ein verdammt freies und vernichtend unabhängiges Urteil. Da der Angeklagte ein mittelbarer Student ist, zudem Ausländer, verzichtet er besser auf Fortsetzung des Gerichtsstreits. Die Anwaltskosten muß er sowieso tragen. Sein Trost: er hatte einen guten Verteidiger: Rechtsanwalt Christian Raabe ging den Möglichkeiten nach geschickt vor.

Gegen die Polizisten noch Strafanzeige erstatten? Es hat wenig Sinn, sich als Märtyrer aufzubauen. Der Angeklagte ist zu einem Sieg ohne Gewinn verurteilt. Politisch gewinnt die Staatsgewalt. Das Urteil ist im Rechts-Sinne nicht zu beanstanden. Die Polizei muß sich wieder einmal gefallen lassen, des brutalen, zu schnellen Vorgehens verdächtig zu sein. Auf dem Angeklagten lastet der ehrenhafte Verdacht, sich nichts gefallen zu lassen, ebenso wie der Verdacht, politischen Anstand zu wahren. D. W.

Dezimierungen der Hiwis an der Naturwiss. Fakultät

Der Krug ging zu lange zum Brunnen ... 170 wissenschaftliche Hilfskräfte der Naturwissenschaftlichen Fakultät, kurz „Hiwis“, beschloss in einer Versammlung am 10. März, nicht länger zuzusehen, daß

- einer von der Landesregierung beschlossenen Gehaltserhöhung von sechs Prozent keine Erhöhung der zur Verfügung stehenden Mittel im neuen Haushaltsjahr gefolgt war

- neue Hiwi-Stellen — dank Berufungszusagen — nicht besetzt werden können, da der Etat schon am 1. März mit 30 Prozent überlastet war

- daher zum 31. Mai bereits 50 Prozent der Verträge vom Kuratorium nicht mehr verlängert werden können, es sei denn, man verzichtet zum Wintersemester ganz auf den Hiwi.

Das Kuratorium hatte zwar 250 000 DM mehr für das Jahr 1966 beantragt. Davon wurden jedoch nur 100 000 DM bewilligt. So verfaßten die wissenschaftlichen Hilfskräfte zusammen mit den Assistenten der naturwissenschaftlichen Fakultät, der naturwissenschaftlichen Fachschaft und den Vertretern der Studentenschaft eine Petition an den hessischen Landtag, in der darauf hingewiesen wurde, welche Folgen einer Nichtbewilligung von 350 000 DM erwachsen:

Ab 1. Juni wird die naturwissenschaftliche Fakultät gezwungen sein, sämtliche von Hiwis durchgeführten Veranstaltungen zu kürzen bzw. ausfallen zu lassen, das heißt

- 250 Mediziner können in Frankfurt ihre Vorprüfung nicht ablegen, da sowohl Physik- als auch Chemiepraktika ganz ausfallen werden

- 30 Pharmazeuten, 40 Chemiker und 40 Physiker haben sich umsonst auf ihre Versuche vorbereitet

- 80 Studenten der Hochschule für Erziehung müssen sich andere Wahlfächer suchen, die sie nicht zum Besuch von Veranstaltungen an der naturwissenschaftlichen Fakultät zwingen

- Anfangssemestern der Fächer Mathematik, Geologie, Meteorologie wird jede Selbstkontrolle durch Übungen genommen.

Der Ausfall von Seminaren und das Anwachsen von Arbeitsgruppen wird die Gesamtausbildung erheblich verlängern und schon so den Staatssäckel etwas mehr als 350 000 DM kosten. Dem Drängen von Regierung, von Universität und von den Studenten selbst nach einer sinnvollen Verkürzung der Ausbildungszeit — siehe Überlegung zum hessischen Hochschulgesetz, Empfehlungen der Rektorenkonferenz, Stellungnahmen des VDS — antwortet nur ein Wiehern des Amtsschimmels, der über zu eng gefaßte Titelgrenzen und deren Dekkung wacht, im Chore mit einem kurzfristigen Landtag, der Sparmaßnahmen auf Kosten der Zukunft einleitet.

Was ist inzwischen geschehen?

Die Petition wurde begleitet von Artikeln in der Presse. So ist es gelungen, wenigstens die Aufmerksamkeit der zuständigen Stellen zu erwecken.

Die SPD-Fraktion berät über Schritte, die zu tun seien. MdL Borsche von der CDU hat eine kleine schriftliche Anfrage an die Landesregierung gerichtet — leider bleiben der Regierung vier Monate Zeit für eine Beantwortung. MdL Karry und die FDP-Fraktion werden eine große mündliche Anfrage an die Regierung in der nächsten Parlamentssitzung am 11. Mai richten. Die Fraktion GDP/BHE berät über die Petition. Der Haushaltsausschuß erwägt eine Empfehlung an die Regierung.

Leider lassen sich keine Prognosen stellen über den Ausgang all dieser Bemühungen. Uns verwundert das nicht, kennen wir doch schon zur Genüge das Verhältnis von wortreichen Antworten auf bildungs- und kulturpolitische Bemühungen und den wirklich gefolgten Taten. Eines steht diesmal aber sicher fest: die Verfasser der Petition werden es nicht bei Worten bewenden lassen, sondern sich im Falle eines negativen oder hinausgezögerten Bescheides der Landesregierung mit den dann entlassenen wissenschaftlichen Hilfskräften solidarisieren und so die auftretenden Schwierigkeiten zu einem Eklat für Universität und Land werden zu lassen.

Sollten Sie zufällig ein neumatrikulierter Student der Medizin, der Physik, Biologie oder Pharmazie sein, dann setzen Sie sich umgehend mit Ihrem Landtagsabgeordneten in Verbindung und helfen Sie durch Ihre Stimme. Oder beilen Sie sich mit Ihrem Studium ... aber dann nicht in Frankfurt. Chr. B.

DSKV - eine Krankenkasse die vorsorgt

Ordnung muß sein. Also verabschiedet man ein kleines Gesetz, ein Studentenwerkgesetz zum Beispiel. Früher waren die Studentenwerke Privatvereine des bürgerlichen Rechts, doch das ging nicht in Ordnung. Wohin so viele Steuergelder fließen, dort muß Staatsrecht ordnen, gesetzliche Ermächtigung, Aufsicht des Ministers — könnte doch jeder Student kommen und mitbestimmen wollen. Darum sind die Studentenwerke jetzt Anstalten des öffentlichen Rechts.

Aber was ein rechter Landtag ist, der sorgt nicht nur für Ordnung, der weiß von sozialem Verantwortungsbewußtsein sich durchdrungen. Besonders in Hessen, besonders wenns um Studenten geht. Um ihre Gesundheit zum Beispiel. Und so steht dann im Studentenwerkgesetz: Die Studentenwerke sorgen für die Gesundheit der Studenten.

Zur Krankenversicherung: Weil Konzentration Geschäftsrisiken vermindert, gibt es eine „DSKV (Deutsche Studentische Krankenversicherung), Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit“. Die meisten Studentenwerke gehören ihr an, auch Frankfurt. Mit guten Gründen: Studenten kränkeln seltener als der statistische Normalverbraucher, ergo bietet die DSKV konkurrenzlos niedrige Beitragssätze für die Versicherten, zur Zeit 3,50 DM monatlich. Um die Leistungen anderer Krankenkassen zu erreichen, wären freilich sechs Mark erforderlich; acht Mark Prämie im Monat benötigte man, würde jeder Versicherte die DSKV dann voll in Anspruch nehmen. Das aber tun die wenigsten: die meisten Studenten sind bei ihren Eltern mitversichert. Da deren Kassen mehr zu bieten hatten als die schwächliche der Studenten, blieb diese weitgehend von Rechnungen verschont. Wohl aber mußte jeder Student — mit den Sozialbeiträgen — sein Scherflein der DSKV entrichten, ob er wollte oder nicht. Fazit: Die Geschäftsstelle Frankfurt lieferte Jahr für Jahr Zigtausende als Überschuß an die Zentrale ab.

Das leuchtete den Darmstädter Studenten überhaupt nicht ein, als sie vor Jahresfrist der DSKV beitreten wollten. Sie insistierten darauf, Studenten, die anderswo versichert sind, vom Beitrag zu befreien. Das Kultusministerium, oberste Genehmigungsinstanz für alle Studentenwerksbeiträge, hatte nichts dagegen.

Der DSKV-Hauptversammlung erschien das Darmstädter Modell schießlich so plausibel, daß sie es für alle Geschäftsstellen übernahm, freilich mit der notwendigen Anhebung der Monatsprämie auf acht Mark bei gleichzeitiger Leistungsverbesserung auf Ersatzkassenniveau. Die Studenten waren es zufrieden. In Frankfurt beschloß der Vorstand des Studentenwerks alsbald, so zu verfahren.

Mit den Anstalten des öffentlichen Rechts ist das aber so eine Sache: Damit sie ihren gesetzlichen Auftrag ordentlich erfüllen können, erheben sie Gebühren. Und im Fall des sozialen Auftrags des Studentenwerks, sagt das Ministerium, müssen die gezahlt werden, ob man die Krankenkasse in Anspruch nehmen möchte oder nicht, eine andere Interpretation lasse das öffentliche Recht nicht zu. In Darmstadt habe man noch beide Augen zugedrückt, aber wenn jetzt alle kämen, wo komme man da hin. Da könne eines Tages ja auch einer kommen und seine Mensabeiträge verweigern, weil er nicht in der Mensa esse.

Also werden alle Studenten in Frankfurt weiterhin zahlen müssen, im Sommersemester noch einmal 3,50 DM, im Wintersemester mehr. Die DSKV-Hauptversammlung hat acht Mark pro Monat festgesetzt, und wenn Frankfurt sich nicht daran hält, läuft es Gefahr, aus dem Versicherungsverein zu fliegen. Die Studentenwerke außerhalb Hessens werden sich bestimmt daran halten. Die befreien nämlich auch. Das können sie, weil sie keinen im Gesetz verankerten Sozialauftrag zu erfüllen haben.

Natürlich wollte der Gesetzgeber das nicht, vielmehr genau das Gegenteil. Die Praxis, formaljuristisch angeleitet, realisiert sich wieder einmal gegen die eigene Intention, das Gesetz auf Kosten derer, die von ihm betroffen sind. Sinnvolle juristische Kautelen, absolut gesetzt, verkehren sich ins Gegenteil. Minister Schütte ist sich der sozialen Härte wohl bewußt. Als die erbosten Darmstädter, die nach dem Gleichheitsgrundsatz jetzt auch nicht mehr befreien dürfen (Motto: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, das andere Bein muß auch kürzer werden“), Unterschriften sammelten und durch ihren AstA-Vorsitzenden überreichen ließen, ließ der Minister es jedenfalls durchblicken. Notfalls müsse man halt das Gesetz ändern, aber doch nicht mehr in dieser Legislaturperiode ... Merke: Summum ius, summa iniuria (Alter Sinnspruch). twf.

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT seit 1868

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT FÜR MEDIZIN

In Kliniknähe, Haltestelle HochhausSüd (Hippodrom) der Linien

Frankfurt Süd 10

1 11 15 21

Telefon 61 29 93

Gartenstraße 134

Jugend, Bücher und Jugendbücher

An der Johann Wolfgang Goethe-Universität gibt es innerhalb der Hochschule für Erziehung ein – noch relativ – kleines „Institut für Jugendbuchforschung“. Kürzlich erst wurde man in der Öffentlichkeit darauf aufmerksam, als nämlich eine Tagung vom „Arbeitskreis für Jugendschrifttum“, und gleichzeitig eine größere Ausstellung von alten Jugendbüchern stattfand. Professor Doderer, Leiter des Instituts, hatte auf der Tagung erklärt, welch großes Feld des Literaturkonsums entstanden sei, das die Wissenschaft bisher übersehen habe. Der DISKUS ging zu Professor Doderer und stellte einige Fragen zur Arbeit des Instituts. Das Institut ist das einzige seiner Art in Deutschland, und sicherlich weit mehr als ein Kuriosum! Ähnliche Berichte über Institute und Einrichtungen der Universität sind geplant.

Was ist ein Jugendbuch? Auf diese Frage reagierte Professor Doderer ebenso vorsichtig und umsichtig wie auf andere Probleme seines Forschungsgebiets, denen er nicht definitorisch zu Leibe rückt. Ihm erscheint die Frage, mit Recht, weitgefaßt, denn auch ein Buch wie Michel del Castillo's „Elegie der Nacht“ fällt darunter, obwohl das im engeren Sinne kein Jugendbuch ist. Auch Karl May und die alten Leporellos rechnet er dazu. Er wehrt sich gegen eine Einengung. Wünsche und Vorstellungen der Kinder und Jugendlichen sind sehr wichtig, und einige Verlage versuchen durch Recherchen und Befragungen den Markt zu erforschen. Einige wenige nur sind auf kommerziellen Nutzen aus.

Wieviel gilt das Kriterium Spannung? Was heißt spannend? Spannend kann Kant, kann Stifter sein, alles mögliche kann spannend sein. Es kommt auf das geistige Niveau, auf die Leistungsfähigkeit der Leser an.

Gerade weil Professor Doderer die literatursoziologischen Probleme seiner Arbeit kennt, läßt er sich auf Thesen nicht ein, die dem Jugendbuch Wirkungen zuschreiben, die nicht gesichert sind. Pauschale Urteile, so sagt er, sind hier ganz besonders nicht möglich. Er meint, Triviale komme gerade auf einem Gebiet vor, das traditionell am Rande oder außerhalb der Literatur stehe. Die zentrale These lautet, daß die Unterschiede in der „Erwachsenen“-Literatur weitgehend auch hier gelten. Es besteht ein enormes Gefälle. Es gibt Bücher, die nur für Kinder gedacht waren (von Brecht, Storm, Grimm und anderen Autoren), aber es hat zu-

nächst gar nichts zu sagen, daß die Abnehmer Kinder sind. Andererseits ist bedeutende Literatur verniedlicht worden: wie Swift's Gulliver und der berühmte Robinson von Defoe. Hier muß man an die bürgerliche Erziehung denken, an deren Bildungsideal, das die aufklärerischen und satirischen Tendenzen ins Harmlose wendete? Die Aufklärung spielte sicher eine große Rolle. Unsere Hypothesen, meinte Professor Doderer, basieren eigentlich nur auf Anschauungen des 19. Jahrhunderts. Die mythologischen Aspekte stammen aus der Romantik, die in der Kinderliteratur Verklärendes fand. Das brachte andererseits aber auch Verkleidung der Kritik durch die Aufmachung. Zu erwähnen wären Mark Twain, Kästner, Busch, Ringelwitz, Morgenstern, bis hin zur modernen Lyrik und Prosa, die diese Mittel verwendet.

Brettleute, Witz, Schulligkeit, Satire, Karikatur und märchenhafte Aufmachungen sind aus Jugendbüchern nicht wegzudenken. Solche Züge tragen auch viele Versuche der neueren Jugendliteratur. Da ist z. B. Michael Ende mit seinen Jim Knopf Büchern, und Astrid Lindgren, die in einer Art surrealistischer Überhöhung schreibt; dann Tove Jansson, sie erfand eine Welt der Trolle, eine Familiengeschichte, in der sich ein ganzer Kosmos spiegelt. Sie illustriert ihre Bücher selbst, so eine Art Comicstrips. Übrigens, Feininger tat das schon vor rund 50 Jahren, nicht wahr? Damals eine sehr freundliche Randerscheinung? Mit Comics hat sich das Institut länger beschäftigt. Baumgärtner untersuchte diese Gattung in ihren Gehaltsstrukturen und analysierte ihre politischen Tendenzen. Interessant ist, daß diese aus den USA importierte Gattung Züge aufweist, die im Dritten Reich gängig waren: Die Helden sind blauäugig und hehr, während die Feinde klein und häßlich sind. Zu der Frage, ob diese Lektüre eine direkte Wirkung auf den Leser hat, meint Professor Doderer, Brutalität und Rassenkonflikte kann man auf ganz andere Weise schildern, auf hohem Niveau. Auf dieser primitiven Ebene ist die Umsetzung sehr direkt und durch die Konsumgewohnheit adaptiert sich's leichter. Die Comics-Welle scheint jedoch rückläufig zu sein. Die Umtauschaktion brachte ein Keller voll Comics ein, die die Basis für die erwähnte Untersuchung wurde.

Für die allgemeine Beurteilung von Jugendbüchern ist es schwierig Kriterien zu finden, meint

Doderer, zumal man mit Anschauungen zu kämpfen hat, die aus dem 19. Jahrhundert stammen; nach denen das Kind sich an eine „reine“, harmonische Welt gewöhnen soll. Diese Kriterien müßten natürlich in Frage gestellt werden. Es würde für eine Darstellung in Jugendbüchern sprechen, die die Welt mit ihren sozialen Mechanismen vorträgt. Es sollte auch eine Welt gezeigt werden, mit der man spielerisch umgehen kann. Das könnte für das Kind befreiende Wirkung haben, es mit der Welt vertraut machen und ihm gleichzeitig Abstand bewahren. Es wird übersehen, daß es eine sehr ernste, sozialkritische Jugendliteratur gibt: Christian Kirsch „Jahrgang 1934“; Hans Peter Richter „Damals war es friedlich“ (der die Diskriminierung der Judenkind darzustellen versuchte); auch Salinger's „Catcher in the rye“ gehört hierher; dann Ascher Pinkoff „Sternkinder“ ein Appell an die Menschlichkeit in Kästners Vorwort stehen die wichtigen Worte „wer aus einer schuldlosen Jugend eine ahnungslose zu machen versuchte, der fügte neue Schuld zur alten“.

Über die Rolle und die Aufgaben des Instituts sagte Professor Doderer: Das Institut muß als ein Forschungsinstitut verstanden werden. Es sei nicht seine Aufgabe, Einfluß auf die literarische Produktion zu gewinnen. Dafür gibt es u. a. den Leserwettbewerb, die Jugendbuchpreise, bei denen das Institut nur die Auswertung und die Interpretation übernimmt. Auch der Geldmangel zwingt das Institut zu Beschränkung seiner Tätigkeit, andererseits fordert er Idealismus heraus. Es sind so viel wie möglich Kontakte nötig, denn aus diesen entsteht oft wichtige Hilfe. Der eigene Beitrag, der einmal, zweimal im Jahr zusammenkommt, macht da einiges.

Unter den Studenten der HfE findet das Institut Interesse. (Als Prüfungsgebiet ist Jugendliteratur wählbar.) Eine gute Resonanz hat das Institut außerhalb der Universität unter den Jugendbuchverlagen z. B.

Das Institut plant zur Zeit Mammutprojekte. Vor allem ist das große Vorhaben, ein „Lexikon für Kinder- und Jugendliteratur“ herauszubringen. Dann eine Dokumentation über Jugendliteratur im Dritten Reich. Es liegt noch die Auswertung des Jugendlesewettbewerbs vor, die in Zusammenarbeit mit dem Börsenverein des deutschen Buchhandels gemacht wird. Dann noch eine Analyse der Jugendzeitschriften; eine weitere Arbeit, die sich mit den religiösen Problemen in der Jugendliteratur beschäftigt; eine Sammlung von Kinderversen erscheint voraussichtlich im Herbst. G. Miller

Kampagne Kampagne

Die Kampagne für Abrüstung traf sich auch dieses Jahr wieder in ländlichen Gebieten, um dort den Ostermarsch in die großen Städte zu beginnen. „Der Ostermarsch geht das ganze Jahr über“; nicht nur mit dieser abstrakten Forderung nach permanentem politischen Engagement versucht die Kampagne von dem Bild abzurücken, das sie in der Öffentlichkeit zu der Bewegung mit dem Wandervogel stempelte. Aber von ihrer Zusammensetzung, die immer noch religiöse Moralisten, Teile der Jugendbewegung und viele der auch nicht gerade einheitlichen, vorwiegend sozialistischen außerparlamentarischen Opposition umfaßt, kommt die Kampagne nicht los.

Die Sozialisten der Kampagne sind ernstzunehmende Gegner der dogmatischen Versteinerungen in dem Ostblock, der längst keiner mehr ist, ihre Kirchenleute sind scharfe Kritiker an der Heuchelei und Lahmheit der offiziellen Kirche; beide bringen in ihren besten Momenten die Doktrinen auf ihren Begriff. Daß sich Atomrealisten und Sozialisten in der Kampagne vertragen, ist eine Bedingung und eine Gefahr. Sehr beachtlich ist die hohe Zahl der Professoren, allgemein der „Intellektuellen“, die dieses Jahr für die Ziele der Kampagne votieren; gegen nukleares Wettrüsten, NATO-Politik, Vietnamkrieg und Notstandsgesetze. Dieses Dilemma versuchte die Kampagne dieses Jahr (mit 14 Märschen, ca. 145 000 Teilnehmer) nicht nur mit spezifischen politischen Forderungen zu überbrücken. W. Neuss, Star auch noch zusammen mit der Folkloresong-Größe Joan Baez, schrie der Bundesregierung gewitzter ihren Aberwitz zurück; man solle sie „als alte engstirnige Stalinisten bezeichnen“.

Die Veranstaltung am Abend des Ostermontag schien dann Ausmaßen eines civil right meeting sich zu nähern; manchen mutete die Blumengroßmarkthalle noch wie ein zur Gemeindeversammlung hergerichteter Vorstadtschuppen an. Je nun, die Stadt gab nichts anderes her. Neuss zog scharf vom Leder als Ansager. Joan Baez, langsam aber sicher zur Protestsong-Sensation gesteigert, war eine Extra Schau; aus den USA speziell zum Marsch herbeigezogen (sie hatte jedes reine Show business in den Jahren vorher für Europa abgelehnt). Alle spielten ohne Gage. Degenhardt und Süverkrup zupften Protesgitarre – man heißt sie, verlegen um undeutsche Erscheinungen, Chansonniers. Alles schwitzte vor Begeisterung und Hitze. Die Sänger und Kabarettisten haben die Folklore schon hinter sich gelassen. Wenn sich ihr politischer Witz in der Kampagne verbreitet, wird sie vielleicht auch ihre Folklore noch mehr zugunsten der Politik auflösen können. Singen kann man dann noch besser. W.

Enthüllung

Auch den Nichteingeweihten war es sofort klar, dies ist keine gewöhnliche Feierstunde: „Großer Bahnhof“ für Max Horkheimer, anlässlich der Enthüllung seiner Büste in der Frankfurter Universitätsbibliothek. Sie waren alle gekommen, die Spitzen der Gesellschaft: der Ministerpräsident, der Oberbürgermeister, der Generalstaatsanwalt, der Prorektor der Universität, der Bürgermeister und Gründezernent. Die Kameras des Fernsehens surrten, als im gleißenden Scheinwerferlicht OB Brundert seine Laudatio anstimmte. Sie war ungewöhnlich plump und muß den Ehrenbürger Horkheimer peinlich berührt haben. Nach einem historischen Exkurs über Frankfurts Entwicklung (der natürlich bei den Römern begann und keine aus den Geschichtsbüchern bekannte Station aufzuzählen versäumte) droch Brundert eine Phrase nach der anderen: Da war vom „jüdischen Mitbürger“ die Rede, von den „sittlichen Werten“, vom „mitmenschlichen Wirken“, die NS-Zeit wurde poetisch und schonend als „geprüftes Deutschland der hinter uns liegenden Jahrzehnte“ apostrophiert und schließlich war es „menschlich begreiflich“, daß „in dieser Stunde“ vom „Menschen Horkheimer“ nur die Rede war.

Es blieb Professor Adorno vorbehalten, vom „Menschen Horkheimer“ auf das für unsere gesellschaftliche Zukunft wesentlichere wissenschaftliche Werk des Gelehrten Horkheimer überzuleiten. Nur eine „Entprivatisierung des Festaktes“ werde dem Soziologen, der stets kritisch zwischen privat und öffentlich zu unterscheiden wußte, gerecht. Adorno bezeichnete Horkheimers Werk als eine bedeutende produktive Gelehrtenleistung, deren Ausmaß heute noch nicht in vollem Umfang richtig eingeschätzt werden könne.

Adorno nahm auch zu den Gerüchten Stellung, er habe sich dagegen gewehrt, daß die von Knud Knudsen geschaffene Horkheimer-Büste im Institut für Sozialforschung aufgestellt werde. Dem Künstler war seine braune Vergangenheit vorgeworfen worden. Adorno bezeichnete Meldungen über seine Weigerung als „gemeine Lüge“. Vielmehr habe Horkheimer selbst den Wunsch geäußert, die Büste solle in der Bibliothek aufgestellt werden, um „Ehrung und Festakt zu entprivatisieren“.

In den Dankesworten des Geehrten wurde die humane Gesinnung Horkheimers sichtbar. Er bezeichnet als Grundzug seines Schaffens die Erziehung des Menschen zu der Erkenntnis, daß der Haß in der Tat kein Recht hat, aber Haß gegen den Haß sein soll.

Horkheimers wahre Würdigung besteht in der Aufnahme seiner kritischen Gedanken. J. S.

Verjährt

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität 1964, Jahrbuch der Freunde und Förderer; im V. Klostermann-Verlag, Frankfurt am Main; Broschiert DM 18,50.

Zu Beginn dieses Jahres hat die Frankfurter Universität ihr erstes Jahrbuch (für 1964) veröffentlicht. Als Herausgeber fungiert die Vereinigung der Freunde und Förderer der Universität, die Redaktion besorgte der amtierende Frankfurter Rektor Professor Dr. Rüegg. Im Geleitwort lesen wir, daß eine „schöpferische Kraft dem öffentlichen Interesse an der Wissenschaft innewohnt und welche grundlegende Bedeutung sie für eine Universität haben kann. Bereits die Feier (zum 50jährigen Universitätsjubiläum), noch mehr die seitherige Diskussion über ein neues hessisches Hochschulgesetz hat jedoch in erschreckendem Maße gezeigt, wie fremd die Universität der Öffentlichkeit geworden ist“. Der Seitenhieb auf die öffentliche Diskussion zum Hochschulgesetz zeigt, daß in diesem Bändchen nicht nur dem reinen Ideal der wissenschaftlichen Publikation gehuldigt wird, sondern daß darüberhinaus die Ordinarien auch ein wenig Reklame für ihre Interessen machen möchten. Dies geschieht dann auch kräftig und fast 30 Seiten lang. Unter der Rubrik „Universitätschronik“ erscheinen die im Behördendeutsch verfaßten Rechenschaftsberichte des Rektors

sowie aller Dekane. Ein Rechenschaftsbericht der Studentenschaft wurde nicht in die Chronik der Universität eingereiht. Es ist bezeichnend für die Vorstellung der Jahrbuch-Redaktion von der „Universität“, daß die Studierenden auf den fast 200 Seiten der Broschüre keine Erwähnung finden. Erst die „Absolventen akademischer und staatlicher Prüfungen“ erschienen der Redaktion druck-„würdig“. Wohltuend heben sich aus dem sonst unglücklich konzipierten Jahrbuch die ausgezeichneten – wissenschaftlichen Aufsätze heraus: Das Protokoll eines Interfakultätskolloquium über „Das dorflöse Amerika“ ist lesenswert. Es enthält Beiträge der Professoren Lehmann, Tenbruck, Viebrock und Vossler. Die anderen Aufsätze sind wissenschaftliche Vorträge, welche anlässlich des Universitätsjubiläum gehalten wurden und zum Teil bisher nicht publiziert worden sind. Professor Claß berichtet über „Die Verwirklichung des Rechtsstaates im Strafrecht“; es folgt ein Beitrag des Mediziners Professor Degenhardt über „Die geschlechtsbestimmenden Chromosomen des Menschen“. Besonders empfehlenswert erscheint dem Rezensenten der Aufsatz von Professor Sulzbach über die „Wandlungen des Nationalismus seit 1914“.

Ein eigenartiges Gemisch stellen die „persönlichen Erinnerungen an die ersten fünfzig Jahre“ dar. Die meisten dieser Beiträge sind allzu „persönlich“ und verdienen den Titel „Hochschulreform“, unter dem sie erscheinen,

wohl kaum. Neben Lesenswertem wie den Reminiszenzen der Professoren Calmes „Von der Akademie bis zur Universität“ und Hartner „Befreiung und Aufbau“ finden sich so eklatante redaktionelle Fehlgriffe wie der einseitige Aufsatz von Ludwig Erhard über Ludwig Erhard und seine „erste Begegnung mit Franz Oppenheimer“. Der Leser täusche sich nicht; Erhard schildert hier keineswegs seine „Bemerkungen“. Nachdem er sich eingangs selbst auf die „gegnung“ mit dem Wissenschaftler Oppenheimer geklopft hat, „Ich gehörte nicht mehr zu jenen Studenten, denen es nur darauf ankam, nach dem sogenannten ökonomischen Prinzip mit dem geringsten geistigen und zeitlichen Aufwand den größtmöglichen Erfolg eines guten Examens zu erzielen“ nimmt Erhard in einem einzigen Satz – natürlich im bewährten Volkskanzlerdeutsch – zu seinen geistigen Beziehungen zu Oppenheimer Stellung: „Nun, ich habe es gewagt und preise noch heute jene Stunde, da ich dem Mann begegnete, der mein Leben und mein Denken entscheidend prägte“. Mehr als jene Diffamierung erfährt der Leser über Oppenheimer nicht. Die erste Nummer des Jahrbuchs der Johann Wolfgang Goethe-Universität war ein Experiment, das mißlungen ist. Es wird nicht nutzlos gewesen sein, wenn die Verantwortlichen ihre Lehren aus dem publizistischen Debakel ziehen und demnächst ein „Jahrbuch 1965“ vorlegen, das sich hoffentlich von seinem Vorgänger wesentlich unterscheiden wird. P. J. B



citroën 2cv

Robust, verlässlich, in der ganzen Welt bewundert: CITROËN 2CV, der sichere Kleinwagen mit dem hohen technischen Niveau aller CITROËN-Automobile.

citroën

Neuwagen – Gebrauchtwagen – Ersatzteile – Kundendienst

AUTOHAUS GOLDBACH

Frankfurt am Main

Mainzer Landstraße 151-153 – Telefon: 33 51 67 - 33 50 31 - 33 67 98

2 CV-Spezial-Werkstatt: Raimundstraße 100

WAS FÜR EIN THEATER

Auf dem Spielplan der Frankfurter Bühnen steht ein Stück mit folgendem Titel: „Der Schwarze Fisch“ eine Chronik von Armand Gatti überetzt von Walter Guggenheimer in einer Bearbeitung der Städtischen Bühnen Frankfurt.

Lesen wir ein Stück und vergleichen wir es mit seiner Aufführbarkeit, so verkennen wir vielleicht beim Lesen manches, was wir uns bei der späteren Aufführung gewünscht hätten. Das Resultat ist, daß Autoren bei einer Aufführung immer gerne mitgearbeitet haben. In dieser Stadt kennen wir die brechtischen Bearbeitungen, eine Möglichkeit, die politisch Adäquates zur Geltung bringt. Zu bemerken ist hier, daß dabei Stoffe benützt wurden, die in ihrer Anlage aufklärerisch sind, doch durch die geschichtliche Tendenz verschleiert worden waren. Zu fragen ist deshalb, warum macht man dann dies in einem Theaterapparat, bei einem Stoff, der schon von dem Autor historisch und kritisch behandelt wurde — wo der Autor selbst sein Stück schon einmal bearbeitet hatte für eine Bühne? Was für eine Dramaturgie schmiert einen solchen Theaterapparat! Es geht hier nicht darum, ein einzelnes Stück zu verteidigen, sondern es geht um eine Form des Theaters. Wir müssen deshalb kurz den Blick auf den Inhalt richten, um daran eine theatralische Überheblichkeit zeigen zu können.

Das Stück ist die erste dramatische Arbeit des Autors, die veröffentlicht worden ist. Zwiespältig beim Lesen, ein Text an dessen Wendungen einem noch etwas „poetische“ Methaphysik entgegenschlägt, die eine konkrete Auffassung der Fabel gefährdet. Die späteren Arbeiten des Autors sind konsequenter in Form und Inhalt, sie sind spielbar — der Autor wußte, nach dem andere Stücke von ihm auf französischen Bühnen gespielt worden waren, und auf dieses Stück zurückgegriffen worden war, weshalb er eine neue Fassung erarbeitete, die in vielen Akzenten mit dem Originaltext in keiner Weise übereinstimmt. Das hiesige Theater wählte nicht die Technik des Autors, sondern zog sich zurück in seinen Schaukasten; genauso zufällig wie ein Schaukasten eines Geschäftsmannes — die Absicht ist die gleiche, man will das Publikum einfangen.

Ein paar Beispiele erläutern das. Im Mittelpunkt des Stückes steht das Verhältnis von Intellektuellen zur Macht. Gattis Frage lautete: „Welches war das Drama der Intelligenz, des Wissens, der Moral...“ Kaiser Tsin, Herrscher des späteren Reichs der Mitte, steht einem Herrscher Tan gegenüber. Tan, noch an Kriegs- und Lebenskunst glaubend, bewegt drei Weise zu Attentaten auf Tsin, die mißglücken. Einer der Weisen geht vorher in den Tod. Tsins Macht überwältigt auch noch Tans Reich. „Im Jahre 211, nachdem er die schwarze Farbe und das Element Wasser seinen Untertanen aufgezwungen hatte, wollte Tsin ihnen auch eine Religion bringen, die geeignet gewesen wäre als Bindemittel zwischen den neu errungenen Gebieten zu dienen. Die Geschichte berichtet, er habe von einem Kampf mit einem menschenköpfigen Fisch geträumt, und daraufhin habe er seinen Bogen übergeworfen und sei auf die Suche nach dem Fisch gegangen. Dieser Traum sollte die erste und letzte Schwäche eines Mannes sein, der sein ganzes Leben von erschreckender Klarsicht gewesen war. In Tsche fu begegnet der Kaiser und der Fisch einander. Der Pfeil flog. Der Fisch wurde getötet. Alsbald erkrankte Tsin, und er starb.“ So steht es in der Einleitung zum Stück.

Zum Verständnis: Es gibt eine gedruckte Textfassung (1. Fassung, S. Fischer Verlag), die zu umfangreich wäre, um gespielt zu werden, eine autorisierte Fassung für das Theater in Toulouse und zuletzt die Frankfurter Fassung (die mit 3 1/2 Stunden eine „Kürzung“ ist, aber noch länger wirkt als die erste Fassung.)

Das Spiel in Frankfurt ist nun ein ganz anderes geworden. So tritt der Magier in der einzig autorisierten Toulouse-Fassung nicht mehr als Magier auf, sondern als politische Figur unter anderen. Bei Buckwitz spielt der Magier die Rolle des Machtzaubers, der die Staatsmaschinerie weiterlaufen läßt, womit die Pointe des zerstörten Mythos von der unzerstörbaren Macht zur Pointe des Mythos wird. Ebenso werden Fische und Affe — aus der ersten Fassung halb übernommen — (so halb zweideutig ausgespielt). Der Affe als erster Minister beider Herrscherhöfe kann seine Doppelrolle nur andeuten. Auch hier wird die politische Relevanz und der ursprünglich ästhetische Einfall einer Chinoiserie geopfert. (Die Doppel der Personen benutzt Buckwitz, ohne daß besonderer Sinn aufleuchtet.) Das Drama der Intelligenz verschiebt sich zugunsten eines undramatischen Herrscherteilmechtel mit Intellektuellen. Die Passage einer epischen Vorstellung, die auf dieses Drama hinweist, fällt nicht umsonst weg. Zwar ist die Handlung in dieser Weise gestrafft, aber Poesie, gekürzt, rutscht ins lächerlich Überflüssige; die gestraffte Handlung, Umstellung, Änderung der Szenen gerät zur Stilisierung der Mächtigen. Was solls, wenn Buckwitz aus der ersten Fassung wichtige Passagen nimmt, die dort noch Poesie mit theatralischen Mitteln bedeuten, bei ihm aber zu Mystik mit poesielosen Mitteln werden? Tsin, der besser den auch zur Verfügung stehenden Monolog gesprochen hätte, redet den gekappten Dialog mit dem Schwarzen Fisch (wie in erster Fassung) vor seinem Tod im Fluß. Das sind nur kleine Anmerkungen zu großer Sinnentstellung. Und was solls, wenn Tsins Gegner Tan zu einer Figur im luftleeren

Raum, — des Herrschers Tsin Machtpolitik noch mehr dämonisierend wird — wenn nämlich wegfällt, daß Vernunft, Humanität und Gewaltpolitik in schwarzer Resignation in solchem Fall einmünden („Die Freiheit beginnt, die Finger fallen ab, die Haut platzt...“).

Was hier zurück bleiben muß, ist neoklassizistisches Theater. (Eine Dreigroschen Oper wurde an diesem Theater Altheisen; Schrott trägt auch zur wirtschaftlichen Blüte im Lande bei.) Der Kampf wurde zu Affen und Fischen und Weisen, wie es damals die romantische Fabel so gerne hatte. Er soll aber stehen als geschichtliches Exempel der Aufklärung. Hier wurde verschleiert im Namen einer Tradition, die nicht an solchem Blödsinn entstand, denn dort sollten auch gesellschaftliche Vorgänge klar werden. Zu fragen ist hier, was sollen wir mit solchem Theater, in dem ein Charakter auf der Bühne sich autoritär „entwickelt“ um Naturgesetzlichkeit zu bestätigen; die Lächerlichkeit einer Pose nicht durchschaubar hergesagt wird, sondern in Gläubigkeit einer allwissenden chinesischen Philosophie. Das Stück würde es erlauben, dieses Vorgehen mit Ironie zu zeigen, seine Verborgenheit ersichtlich werden zu lassen. Aber nein, es wird dargestellt mit Hilfe von Effekten des psychologischen Theaters — eine Tänzerin hebt sich vor Akteuren wie Zuschauer hin und her, aus nicht ersichtlichen Gründen; wohl um das Sublimieren anzuregen, anstatt die Handlung voranzutreiben, die nur in diesem Stück verständlich werden kann, wenn sie in ihrer Zwiespältigkeit ersichtlich wird. „In Tsin fallen politische Repräsentanz und existenzielle Themen zusammen.“ — schreibt Buckwitz als Notiz zur Premiere. Was das Original-Stück angreift, ist gerade das, was hier verschwiegen wird: daß die Mittel der Repräsentanz dem Zweck entfremdet sind. Aus diesem Unverstand wird dann die geckenhafte „... spekulativedichterische Schau...“ für Herrn Buckwitz. Theater ist ein Unternehmen, welches etwas beschaulich machen soll, kann gegen diesen Angriff hier gesagt werden. Aber wie? Diese Form des Theaters können wir nicht gebrauchen.

Das „totale Theater“ kann der Zuschauer imaginieren, der sich im Handlungsgerüst versteigen darf. Wie verstiegen das wirken kann, zeigt eine Kritik („Die Zeit“, 1. April 1966), die Gattis Intention ins Metaphysische verlagert. „Im Schwarzen Fisch habe ich versucht, einen Kampf vorzustellen zwischen einer gegebenen Geschichte und den Bildern der Personen, die sie bewegen.“ (Gatti) Völlig verquer stehen nun in der Frankfurter Fassung die Schlußworte des Weisen Kao Tsoun Li: „... Es gibt eine Wirklichkeit, die stärker ist als die Pläne, die wir glauben vollenden zu können...“ Diese Worte müßten im Imperfekt stehen, um im wahren Sinne des Stückes Aufklärung in das trübe Wasser der Machtspiele zu bringen; aber nicht exemplarischen Wandel der Zeiten zeigt Buckwitz, sondern „existentielle Themen“. — Die straffe Einteilung des Stückes in zwei Höfe, die Annäherung des Sprachgestus an die Handlung, alles, was die Toulouse-Fassung besser spielbar macht, streift Buckwitz nur. Sicher hätte auch mit allem, ganzem Fisch- und Affenspiel ein rituell-strenges, zeremonielles Kabinettstückchen ausgearbeitet werden können, aber technische Tricks, in Frankfurt überreich anwendbar, passen nicht zu Chinoiserie. So regten Gattis Mitarbeiter wohl Lichteffekte z. B. an, aber selbst die wenigen und die Lautsprecherpassagen — wenig genug — und die sowie ungeschickten Filmprojektionen (Aufprojektion statt Durchprojektion) täuschen nicht hinweg über ein Brimborium von Neuaufgabe abgetakelten Welttheaters. Gattis Stück, ein diffiziles Monstrum an ästhetischen Anforderungen, wälzt sich über die Bühne als rüde Zumutung. Der Dramatiker wird zum theatralischen Handlungsgehilfen.

Die Choreographie hat alle Ansätze zu brillanten Kampfszenen, aber sie müssen wie fremder Bums wirken. Die Schauspieler scheinen allgemein an einem Handlungsfaden sich langhangeln zu müssen, der zehn Zentimeter über dem Boden hier gespannt ist, dabei reden sie von Abgründen. Die Effekte der Pekingoper sind als Anregung, nicht Imitation, noch nicht nach Frankfurt gedrungen. Schade um das mühsam konstruierte Bühnenbild; es spricht für den Dekor, daß die Inszenierung aus diesem Rahmen fällt.

Begreifliche, aber nicht unbedingte notwendige Mißverständnisse muß man dem Bearbeitungspektakel zuschreiben. Man könnte eher bei Lektüre von Presseberichten von wendigen Mißverständnissen sprechen. Es heißt eigentlich nicht Chronik Gattis, das ist nur glatte Frankfurter Erfindung, um ein Arrangement mit dem Autor eines Stückes gleichen Namens zu finden. Gatti schickte auch kein Glückwunschtelegramm als Autorisierung, sondern bestätigte eine Übereinkunft und wünschte Erfolg. Im Programmheft war wohlweislich auch nur der französische Telegrammtext abgedruckt. Nicht zuletzt die Kritik zeigt, diese Frankfurter Chronik ist eine Chronik des Theaterapparats, der ein Stück schustert. Aber es geht hier nicht um die Person Buckwitz, obwohl gerade er einen gigantischen Apparat zur Verfügung hat. Doch dem Apparat steht er auch zur Verfügung. Nämlich 4 Wochen Probezeit anzuführen, um alle Schwierigkeiten zur Tücke des Objekts werden zu lassen, ist allzu billig. Hier ist das Objekt das Theatersystem, das kaum noch Verständigung zuläßt. Für die Kritik ist die Tücke des Objekts dann der Autor; der Text wird heilig —

je mehr er geschäftig gewendet wird. — — — Es wird auf diese Weise nicht möglich über in seiner Bühnenfassung nicht bekannt ist, ob ein Stück zu diskutieren, da es in diesem Fall wohl gerade hier gesagt werden muß, Gattis Theater ist im „Schwarzen Fisch“ eines, mit dem das bürgerliche Theater — mit Kämpfen nur um Frauen sich zierend — überwunden werden sollte, doch in seiner ersten Form es nicht bewältigte. Doch nochmals, das kann hier nicht diskutiert werden, denn es soll nicht ein Stück sondern das Theater, welches wir dringend brauchen diskutiert werden.

Man hatte nun in Frankfurt einen Kompromiß gewählt, mit Gattis gerade noch erwachtem Einverständnis: Gatti als Autor wird gestrichen, die Frankfurter Städtische Bühnen brindiesem Fisch faul war, geht aber dann auf Kogen den „Fisch“ in Bearbeitung heraus. Was den des Autors (siehe auch Kritik). Buckwitz, darauf bedacht, Regiewitz spielen zu lassen, erregte sich, als ihm zu Ohren kam, man polemisierte gegen ihn. Aber es ging ja gar nicht darum, gegen ihn zu polemisieren. Aber erst mal richtete sich gegen den ehemaligen Fischer-Verlagsangehörigen Burgmann Verdacht; dann ging es munter weiter gegen eine Freundin Gattis, (von der Gatti sagt, sie kenne sein Theater in Deutschland am besten). Schließlich rief die Theatermusikerin Montijn zum Alarm. Da war plötzlich von einem ominösen Komplott die Rede. Die Herren Braun (Suhrkamp-Verlag), Iden (Sekretär der Theaterakademie, Kritiker) und Wittenberg, der irgendeiner war, sollten daran schiedem. Peinlich nur, daß die Herren sich gar nicht oder kaum kannten. Die lächerliche Komplott-Kombinierung hängt man erstmal an einem „Frankfurter-Rundschau“-Artikel auf, der bei dieser keinen Gefallen gefunden hatte und nicht erschienen war — und dessen Autor Wittenberg zumindest auch nichts über Inhalt verlauten ließ. Unsinnigerweise machte man einen Artikel gegen die Inszenierung daraus.

Abgesehen davon, daß genug gegen sie bekannt war, so auch die fehlende Autorisation, und die Gatti-Freunde Monloup und Chaussat, die Buckwitz zur Verfügung standen (Bühnenbild/Choreographie) aus ihrem geringen Vergnügen an der Buckwitzkonzeption kein Hehl machten, abgesehen davon kokettierte man im Theater mit Öffentlichkeit. In der „Frankfurter Rundschau“ erschienen auch Buckwitznotizen. Ein „Streit“ sollte gerüchlich ausgetragen werden. Buckwitz aber hatte seine Arbeit durch Gespräche aufgewertet — zu Hilfe kam die fixe Idee eines Komplotts, von jemandem zu Geheimnisvollen ausgebrütet. Buckwitz hatte sich daran delectieren können, man habe einen Angriff gegen ihn vor. Schlicht gesagt, es geht nicht um seine Person. Das Theater steht zur Diskussion; allerdings dient er dem. Im übrigen, warum kein Artikel vor Premierieren, wenn eine mysteriöse Bearbeitung in Szene gehen soll? Weil es dem Bearbeiter keine Reklame wäre? Aber es geht nicht um die Person. Es geht um eine Arbeitsmasche. An dem Netz, mit dem man Stücke einfängt, könnte auch ein anderer stricken.

„Denn in der Meinung, sie seien im Besitz eines Apparates, der in Wirklichkeit sie besitzt, verteidigen sie einen Apparat, über den sie keine Kontrolle mehr haben, der nicht mehr, wie sie noch glauben, Mittel für die Produzenten ist, sondern gegen die Produzenten wurde, also gegen ihre eigene Produktion (wo nämlich dieselbe eigene, neue, dem Apparat nicht gemäße oder ihm entgegengesetzte Tendenzen verfolgt). Ihre Produktion gewinnt Lieferantencharakter.“ (B. Brecht)

Gatti ist diese Lage durchaus klar. In einem ausführlichen Brief an Wittenberg bestätigt er die ominöse Entstehungsgeschichte, daß nämlich die Frankfurter Version nichts mit seinem Theater zu tun habe. Außerdem, daß die Toulouse-Fassung die einzige autorisierte sei. Es handle sich auf gar keinen Fall um eine Chronik, sondern um ein Theaterstück. Buckwitz hat sich an die Vereinbarung gehalten, in seinem Sinne. Der Verlag und der Autor wie seine Mitarbeiter, Monloup und Chaussat hätten diese Vereinbarung nicht zustande kommen lassen dürfen: da liegt ein prinzipieller Fehler. Man hätte sich an Herrn Buckwitz halten sollen als an den Autor. Wir feiern in Buckwitz den Generalintendanten, den Regisseur und Autor.

Gatti bot zur Frankfurter Bearbeitung folgende Anekdote an: Ein chinesischer Mandarin, zart und fein, wird in die Berge geschickt, einen wilden Räuber zu fangen und in die Hauptstadt zu bringen. Nun erwischt er ihn wirklich und läßt ihn gefesselt mitziehen. Kurz vor der Hauptstadt legt sich der müde Mandarin schlafen. Der Räuber sprengt die Ketten, indem er einmal tief durchatmet, da ihm die Lage zu bedenklich erschien; er fesselt den schlafenden Mandarin und geht. Als der Mandarin aufwacht, sieht er sich gefesselt und sagt: Der Gefangene ist da, aber wo bin ich?

Th. Mitscherlich

Redaktionelle Anmerkung
Diese Geschichte ist eine allgemeine. Sie kann nicht für sich in Anspruch nehmen, einzig zu sein, sie ist wiederholbar und auch vielfach geschehen. Solange sich unsere Öffentlichkeit repressiv parteilichen Charakters erfreut, werden mißliebige Diskussionen den mißlichen Theatern entsprechen. Den möglichen Vorwurf, gegen den DISKUS, ein Herausgeber spreche pro domo, schlucken wir gerne im Interesse der Sache.

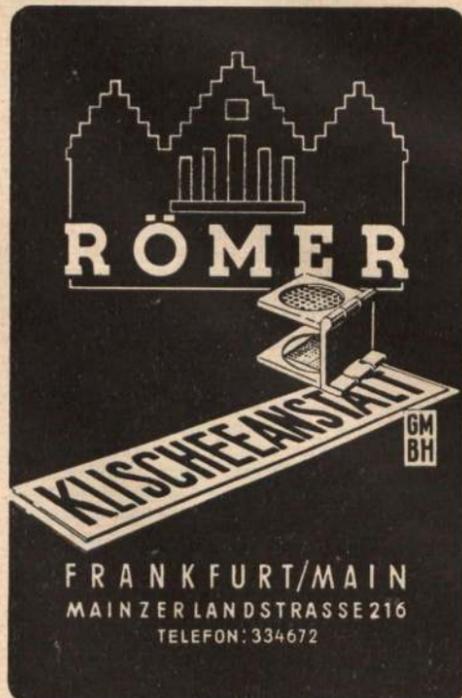
Neues von Egoist Seide

Ein reifer Mann und hartnäckiger FAZ-Abonnent sagte mir, als ich ihm erzählte, daß der DISKUS den „Egoist 8“ besprochen haben möchte: Über Adam Seide, den Alleinbastler dieser glanzvollen Zeitschrift, sollten nur dann Kritiken geschrieben werden, wenn er sich ein Loch in die Knie- oder in die Hüfte beißt. Das hat mich einigermaßen empört; denn Adam ist längst nicht der schlimme Egoist, für den ihn die halbe Stadt hält. Wenn dort drüben (sie wissen schon: wo) zehn Schafe weiden, wenn jedes Schaf sich für die übrigen neun opfert und dem eigenen Glück entsagt — wieviel glückliche Schafe gäbe das? und: was wäre denn die Summe des erreichten Wohls? Die richtige Lösung ist: auf der Weide bleiben zehn unglückliche Schafe zurück. So steht's mit Adam. Er möchte eben nicht, daß um ihn herum lauter unglückliche Schafe grasen. Deshalb hütet er sich, selber zu tun, was er von den anderen begehrt. Adam Egoist Seide ist: ein lieber, höflicher, umsichtiger, braver, pünktlicher, kundiger, treuherziger und spaßiger junger Mann, der von einer Vielseitigkeit ohnegleichen heimgesucht wird. Er kocht Suppen und produziert Lyrik. Er läuft ständig mit einer dunkelblauen Samtjacke herum, trägt niemals Krawatten, schreibt Briefe an Beckett und neuerdings raucht er sogar starke Zigarren. In den letzten Monaten ist unser Musteregoist rundlicher geworden. Und auch in seinem sozialen Status hat sich einiges geändert: Ehemalig von auf-sässigen und geistlosen Hauswirten gepiegt und verfolgt, ist er heute selber Wohnungsinhaber und Boß über zwei Untermieter. Die Egoistenzentrale befindet sich in Frankfurt am Main, Röderbergweg 64, in einem vergammelten Haus, das überwiegend von lokalen Künstlern bewohnt wird.

Nun zu einigen Praktiken des Egoistenmachers. Adam zahlt keine Honorare.

Und auch in der Copyrighthandhabung von Fotos erweist sich Adam als sehr großzügig. Die meisten Texte stammen aus seiner Maschine, weil er nicht nur unter Adam Seide veröffentlicht, sondern auch noch unter dem Pseudonym Martin Schultz die Seiten füllt — als letzterer überwiegend mit Lyrik. Ja, dieser Adam ist ein Uwe Seeler der deutschen Lyrik: immer mit dem Kopf voran. Dieser Adam gibt, wenn's um die Egoistenlyrik geht, niemals nach. Allein sechs Seiten „Aus dem Nachlaß von Martin Schultz“ läßt er erscheinen, und das sind erst die „Anfänge“. Nicht auszudenken, wenn im nächsten Egoisten die „Fortgänge“ erscheinen! Jede Zeile von erlesener Reinheit, Ernte 66! Eigentlich hätte ich Adam schon auf Seite sieben stellen können: mit einem Montagebild von Peter Röhr. Das ist nämlich der vierte Aufguß, Plagiat von Plagiaten! Aber Egoist Adam würde nur lächeln und sagen: Schau, diese jungen Menschen müssen auch einmal anfangen! Dem „Egoisten 8“ ist eine Künstler-Monographie hintangestellt: sie gilt dem Adamfreund Ygael Tumarkin, wogegen wiederum nichts zu sagen ist, außer dem: daß hier der Egoist abermals als Lyriker in Erscheinung tritt. Vorne im Heft ermuntert Adam Egoist Seide die „sehr verehrte Dame“ und den „sehr geehrten Herrn“ zu einem Lyrik-Wettbewerb; auf der allerletzten Seite des „Egoist 8“ wirbt die Bank für Gemeinwirtschaft, die Niederlassungen im gesamten Bundesgebiet unterhält, mit dem Slogan „Wenn es sich um Geld dreht“. Ja, so vielseitig ist Adam. So bekommt er alles wunderbar in den Griff. Und alles um sich herum läßt er geschehen, als ob er sein „geliebtes Selbst“ (Kant) niemals zum Vorschein bringe.

Wir alle lieben Adam Egoist Seide. Wir alle brauchen Adam Egoist Seide. Legen Sie sich Adam Egoist Seide zu. Die Person, heißt es sehr präzise bei Kant, sollte erst eine feste, in sich abgerundete sein, ehe sie fremde Interessen aufnehmen und ihnen sich hingeben kann. Und: welcher Leser dieses Blattes wollte leugnen, es nicht schon so weit gebracht zu haben!? Sie sehen: es steht nichts im Wege, sich mit Adam einzulassen. Man sollte nicht erst warten, bis er sich ein Loch in die Knie- oder in die Hüfte beißt. Gerd Winkler



Ironie: made in DDR

Hermann Kant; Die Aula, Berlin (Ost), Rütten & Loening 1965. MDN 8,40.

In einer Rezension in der DDR-Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur* ist die Rede von der modernen Literatur und ihren „verschiedenen methodischen und formalen Elementen, die in unserem Jahrhundert verstärkt auftraten und deren Entwicklung durch das bürgerliche Krisenbewußtsein und einen dadurch geschärften Kunstsinne beschleunigt wurde“. Der Rezensent fährt fort: „Zwar häufig in ihrer Handhabung durch bürgerliche Ideologie bedingt, haben sie selbst doch keineswegs insgesamt auch einen dekadenten Charakter. Vom Sozialisten zum Aufbau eines system- und strukturgebenden Weltbildes verwandt, wandeln sich die Formen in ihrer Funktion und damit in ihrem Charakter.“

Die Redaktion der Zeitschrift, in der solches geschrieben werden konnte, ist inzwischen umbesetzt worden. Der Roman, der solche Äußerung provozierte, wurde just in den Tagen an die DDR-Buchhandlungen ausgeliefert, als das 11. Plenum des SED-Zentralkomitees den Kampf gegen modernistische Literaten und sonstige Kulturschaffende anheizte.

Der Autor dieses Romans reist nach wie vor unbehelligt nach Westdeutschland, um dort aus seinem Werk vorzulesen: Hermann Kant, Jahrgang 26, SED-Mitglied. Sein erster Roman *Die Aula*, vorabgedruckt in der FDJ-Zeitschrift FORUM, ist ein Bestseller in der DDR geworden.

Es ist die Darstellung einer Suche nach der vergessenen Zeit. Die vergessene Zeit, das ist die Frühzeit der DDR, damals noch SBZ. Der Suchende ist ein DDR-Intellektueller, freier Journalist mit Namen Robert Iswall, der Anstoß zur Suche ein offizieller Auftrag, der per Telegramm eintrifft: „Mit Auslaufen Semester Schließung ABF vorgesehen stop Abschlußfeier geplant stop kannst Du Rede halten stop Maibaum stop Direktor.“ Ins Westdeutsche übersetzt heißt dies: Die Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF), die von 1949 bis 1962 Proletarier abitur-reif machte, schließt nunmehr, und ihr Direktor bittet einen ihrer Ehemaligen, auf der Abschlußfeier eine Rede zu halten.

Robert Iswall, dem ehemaligen Elektriker und jetzigen Intellektuellen, wird durch diesen Auftrag die fast vergessene Vergangenheit wieder lebendig. So lebendig, daß sie sich nicht widerstandslos in Rednerphrasen verpacken läßt. Iswall gerät in Schwierigkeiten beim Schreiben einer Rede. Er merkt, daß er nicht nach bewährtem Rezept verfahren kann („Bevor ich nun meine einleitenden Bemerkungen abschreibe und mich dem ersten Hauptpunkt zuwende...“). Er gerät in Unsicherheit bei seinem Bemühen, das geforderte „Typische“ gehörig herauszuarbeiten und sinniert: „Man müßte eine Maschine haben, ein Typometer, so einen Apparat mit Kybernetik, mit Mikrofon und einer Skala: links rot für das Typische, also Erzählenswürdige, und rechts blau für den individualistischen Abfall.“ Aber eine solche Maschine hilft nicht: „Man setzt sich vor das Mikrofon und trägt die Sache vor, und wenn man fertig ist, schnurrt und knattert es eine Weile im Kasten, denn die Maschine hat ja einiges zu berücksichtigen, Zeit und Ort der Handlung, allgemeine Lage, besondere Lage und die neuesten Forschungsergebnisse, und schließlich schlägt der Zeiger aus, mitten ins Blaue, und man kann die Geschichte wegwerfen.“

Der designierte Abschlußfeier-Redner handelt gemäß dem Motto, das dem Roman vorangestellt ist: „Der heutige Tag ist ein Resultat des gestrigen. Was dieser gewollt hat, müssen wir erforschen, wenn wir zu wissen wünschen, was jener will“ (Heine, Französische Zustände). Iswall sucht zu erforschen, „wie es gewesen ist“. Dies geschieht im Roman nicht einfach so, daß die Gegenwart bloßer Rahmen für eine einzige Rückblende ist. Vielmehr laufen die Zeitebenen parallel. Der Held steigt abwechselnd von der einen über in die andere. Während er in der Gegenwart seinen Alltag lebt, eine Reise nach Westdeutschland unternimmt, eine Sitzung des Schriftstellerverbandes besucht, an den Ort der ABF und schließlich nach Leipzig fährt, erinnert er sich immer wieder an Situationen und Ereignisse der Vergangenheit, an die Zeit des Studiums an der ABF, versetzt sich zurück in das Damals, indem er es sich in seiner Erinnerung verlebendigt. Und auch die Stationen und Situationen des gegenwärtigen Alltags haben meist direkten oder indirekten Bezug zum Vergangenen.

Die Reflexion des Vergangenen führt zu dessen Klärung oder, wie es in einer Rezension im Ostberliner FORUM heißt: „Der Roman setzt sich mit einer Reihe von Erscheinungen des Dogmatismus auseinander, auf eine sehr partielle Art, indem diese Erscheinungen nicht überdimensional und unproportional vergrößert, sondern in ihrer Beziehung zum gesamten geschichtlichen Prozeß erfaßt werden.“ Mit einigermaßen ironischer Distanz wird des jugendlich sozialistischen Enthusiasmus gedacht, der sich damals äußerte im Demonstrieren für die Umbenennung eines Platzes oder

die Namensgebung „Roter Oktober“ für ein Internatszimmer. „Unklarheiten“, die sich in der Erinnerung einstellen, werden geklärt wie auch die Motive einiger Republikflüchtlinge unter den früheren ABF-Kommilitonen usw. Am Ende gibt es nur noch zwei unbewältigte Brocken Vergangenheit: Die Republikflucht des Kommilitonen Quasi Riek, eines Organisationsgenies absoluter Parteitreuheit, und eine individuelle Fehlleistung des Helden selbst.

Der hat nämlich auf dem Gewissen, daß ein Freund und Kommilitone namens Trullesand von Partei wegen und mehr oder minder freiwillig-unfreiwillig verheiratet und zum Sinologie-Studium nach China geschickt wurde für sieben Jahre: nur weil der Held ihn für einen gefährlichen Nebenbuhler beim Brautwerben hielt. Dieser Fehltritt aus Individualismus und Egoismus wird notdürftig geflickt. Im Gespräch der beiden Beteiligten stellt sich heraus, daß der Sinologe gar kein Nebenbuhler war und außerdem in China glücklich wurde. So wird aus Einsicht und Reue des Helden, gekoppelt mit dem gütig gesinnten Schicksal, das sowieso alles zum Besten wendete, am Ende wieder die heile Welt hergestellt.

Nicht so reinen Tisch gibt es im zweiten Fall: dem des unerklärlichen Republikflüchtlings. Dieser Fall bleibt unerledigt. Wohl gibt es einige unscheinbare Indizien dafür, daß der Republikflüchtling im landläufigen Sinne nicht sein kann. Aber daraus zu schließen, warum er nun wirklich in den Westen ging und Kneipenwirt in Hamburg wurde, ist nicht möglich. Ostdeutsche Rezensenten lassen durchblicken, daß er wohl mit einem „Auftrag“ dorthin geschickt wurde. Allein dies ist eine Mutmaßung der Art, wie man sie zum Versuch einer Motivierung der Handlungsweisen Johnson'scher Figuren anwenden mag.

Die Nähe zu Johnson haben auch ostdeutsche Kritiker erkannt, zugleich aber festgestellt, daß die Gestaltung der Quasi-Riek-Episode „sich wesentlich von dem Agnostizismus und dem Bilde einer sich der Erzählung entziehenden Welt“ Johnsons unterscheidet. Denn: Bei Kant werde vom Leser gefordert, „nicht nur eine das Kunstwerk vollendende, seine Autonomie ausschöpfende Phantasie, sondern eine Erfahrung und Mitarbeit einzusetzen, die die poetische Welt überschreitet.“

Daß in der *Aula* Gestaltungsweisen benutzt werden, die im bisherigen Bild der DDR-Literatur nicht sichtbar waren, das liest sich am besten ab an der Unsicherheit und Widersprüchlichkeit der ostdeutschen Rezensionen über diesen Roman. Zu der Nicht-Motivierung einer Handlungsweise einer Romanfigur heißt es in der FORUM-Rezension: „Der ästhetische Agnostizismus, die prinzipielle Haltung, daß der Autor selber die Beweggründe seiner Geschöpfe nicht kennt, daß er nur ihre Verhaltensweisen mitteilen kann, ohne imstande zu sein, in deren Motive einzudringen, ist ein charakteristisches Element des Modernismus, von dem dieser Roman völlig frei ist.“

Die Kritiker, die dem Anspruch des sozialistischen Realismus zu genügen und trotzdem die literarische Qualität eines Romans zu würdigen suchen, welcher nicht unbeeinflusst ist von der modernen „spätbürgerlichen“ Literatur, gelangen dann zu solch mitleidheischenden, das Dilemma ausdrückenden Sätzen wie: „Es scheint fast, als sei dies alles nicht nur ein Sich-Zurückhalten von direkt-weltanschaulicher Diskussion, sondern auch mangelnde Kraft, sie durchzuhalten, was mit der partiell spontanen Durchführung der poetischen Anlage in Zusammenhang steht. Mit diesem spontanen Moment nun ist aber unmittelbar auch der besondere Reiz des Buches verbunden.“

Das Dilemma des Kritikers, zwischen der Skylla „direkt-weltanschaulicher Diskussion“ und der Charybdis „spontane Durchführung der poetischen Anlage“ den richtigen ideologiekonformen Weg zu finden, dieses Dilemma ist natürlich nur der Nachhall desjenigen, in dem der Autor sich befand beim Schreiben des Romans. Es hat seinen formalen Niederschlag gefunden in der Uneinheitlichkeit des Stils. Das „Spontane“, Moderne an Kants Roman beschränkt sich meist auf in sich geschlossene Sequenzen, in denen zwar auch sozialistische Parteilichkeit mitspielt, jedoch nur am Rande. Lediglich im Stile gehobener Jugendbücher sind die Stellen geschrieben, wo es ernst wird mit dem ideologischen Soll.

Am charakteristischsten ist die Ironie, die den Roman von Anfang bis Ende durchzieht. Sie wirkt, wie sollte es anders sein, am stärksten bei der Zeichnung individueller, d. h. nicht offizieller Figuren und Ereignisse. Ironie durchzieht nicht nur den Roman, sie zieht ihn auch am Ende aus einem „bedenklich pessimistischen“ – vielleicht wäre treffender gesagt: defätistischen – Tief.

Am Ende des Romans nämlich wird kurzerhand abgeblasen, was den Reflexionsprozeß des Helden überhaupt erst einleitete und dessen Ergebnisse wirksam machen sollte: Die bestellte Rede wird, so laut die neueste Order, nicht gehalten werden. Denn nicht durch rückwärtsgewandte Überlegungen, sondern durch optimistisches In-die-Zukunft-Sehen geht die Partei voran.

So sieht sich der Held plötzlich in der traditionellen Lage deutscher Denker: die Ergebnisse seiner Reflexionen können wegen der bestehenden Machtverhältnisse nicht gesellschaftlich wirksam werden. Aufklärung bleibt aufs Intellektuellenstübchen beschränkt, bleibt Privatsache.

Dies in einer sozialistischen Gesellschaft, die nach eigenem Anspruch den Gegensatz von Macht und Geist überwunden hat? Dies in einem sozialistischen Roman, dessen Autor zu den von der SED Nicht-Gerügten gehört?

Es ist interessant, die letzten Sätze des Romans genau anzusehen. In einer Art von innerem Monolog während einer nächtlichen Autofahrt versucht Robert Iswall die nicht-gehaltene Rede sich selbst vorzutragen, gerät plötzlich von der Fahrbahn ab und entgeht nur mit knapper Not dem Unfalltod an einem Brückenpfeiler. Ironischerweise denkt er sich, er, der bekannte Schnurren-Erzähler, eine Schnurre aus, die diese Situation verarbeitet: Er, Iswall, „gewahrte so manche Unordnung in seinem Leben... und als er wählte, nun endlich könne er den Mund auf tun, da zeigte es sich, daß niemand ihn hören wollte, und ob seines großen Zornes fuhr Robert Iswall in den Tod. Weich eine Schnurre, dachte er, und welche Übertreibung! Hier ist niemand tot, und hier ist auch niemand zornig, und hier wird schon noch geredet werden.“

Wie gesagt, Ironie, eine „Schnurre“ bewahrt den Helden vorm Defätismus. Jedoch ein wenig zu beflissen klingt die Beteuerung, daß hier niemand zornig sei. Und das „hier wird schon noch geredet werden“ ändert nichts daran, daß die geplante Rede eben nicht gehalten wird. Der zornige junge Intellektuelle, der seinen Zorn ironisch negiert, schafft diesen damit zwar formal aus der Welt. Aber auch ein ironisiertes Faktum bleibt eine Tatsache.

W. Schievelbusch

Happenings

HAPPENINGS. Fluxus. Pop Art. Nouveau Réalisme. Eine Dokumentation Herausgegeben von Jürgen Becker und Wolf Vostell. Rowohlt Paperback. Sonderband. 1965.

Fluxus, Pop Art, Nouveau Réalisme – jedem dieser Phänomene ist ein Abschnitt gewidmet, der Fotos, Texte, Manifeste, Partituren, Selbstinterpretationen und Reaktionen in Form von Zeitungsberichten enthält. Eine Einführung von Jürgen Becker, dem Autor der *Felder*, sucht sich in Dada, Futurismus und Kubismus respektable Väter für die aktuellen Kinder. Ihr folgt ein Teil *Realitäten* zur Einstimmung, der gleichzeitig ironisch auf den gelungenen Versuch aufmerksam macht, die Barberei der Wirklichkeit in Kunstformen einzubeziehen. Denn zwischen der gezeigten Bild-Zeitungstiteelseite, wo neben dem erschossenen Kennedy für Röstzwiebeln und Pirotschka-Stiefel geworben wird, oder Fotos von brennenden Mönchen in Saigon, einer Seite aus der Bonner Zivilschutzfibel mit den bekannten Ratschlägen für den Atomkriegsfall und dem folgenden Teil des Buches ist kein Unterschied festzustellen. (Selbst)Biographien und ein Register beschließen das Buch.

Was Dada, die Futuristen und Kubisten vorbereiteten und andeuteten, wollen Pop Art, Fluxus und Nouveau Réalisme endlich vollenden: Die Trennung von Kunst und Wirklichkeit radikal aufzuheben ist das zentrale Ziel. Anders ist das Erfassen und Erkennen der Wirklichkeit nicht mehr möglich. Die mittelbaren Beziehungen zwischen Kunst und Wirklichkeit sollen unmittelbar werden.

Die Wirklichkeit, gleichgültig ob es ein Nachtopf, ein lebendiger Mensch ist, muß in die künstlerische Aktion einbezogen werden. Der Happeninginitiator Vostell versammelt Leute und läßt sie an irgendwelchen Stellen einer Stadt unmittelbar etwas erleben, statt Bilder von diesen Stellen zu malen und dann diese Bilder zu zeigen. Bei den musikalischen Fluxus-Aufführungen werden statt künstlicher, realitätsfremder, denaturierter Musik *Geräusche des Lebens* durch Demolierung der Instrumente erzielt. Anwesende sollen kein Publikum im konventionellen Sinn sein, sondern Mithandelnde und Agierende; was denn auch bei den meisten dieser Veranstaltungen der Fall war, weil das Publikum rebellierte, Radau machte oder die Vorgänge auf der Bühne zu übertreffen suchte.

Aktion und *Vorgang* sind die Schlüsselwörter, nicht umsonst ist der Haupttitel des Buches: *Happenings* (von to happen). Nach Ansicht Beckers wohnt allem im Buch Dokumentierten die Tendenz zur Aktion inne, was man als einen Zug der Lebendigkeit und Realität dieser *Künste* nehmen kann und als Protest gegen Festlegung und Konservierung.

Beckers Vorwort drückt sich freilich auch nicht um mögliche Einwände. Er bemerkt, daß die angestrebte Unmittelbarkeit zwischen Kunst und Wirklichkeit die Kritik weitgehend ausschließt, weil sich Wirklichkeit nicht selbst erkennen kann. Er sieht auch, daß sich bei einer Vermengung von Kunst und Realität, die Barberei der Realität auf die andere Komponente überträgt, und sich Gewalt und Totalitarismus anbahnen. Er erwähnt auch die Fragwürdigkeit des Buches selbst, das Phänomene festhält und darstellt, die nur praktisch erfahrbar sind. Unklar bleibt, ob den Herausgebern bewußt ist, daß ihr Buch bereits ein Stück Sekundärliteratur ist. Daran ändert auch der Begriff Dokumentation nichts. Aber Voraussetzungen und Ansprüche dieser *Künste* schließen jede Art von auswählender, reflektierender Darstellung aus.

Jedoch ist dieses Buch selbst eine Art Happening. Das fängt mit der verrenkten weiblichen Puppe in halbgefüllter Badewanne auf dem Umschlag an. Bekannte, die das Buch sahen und durchblätterten, blieben nicht still, fühlten sich zum Agieren aufgefordert. Einige lachten lauthals, andere sagten: Sauererei.

Harmut Behrens

In einer seiner nächsten Nummern wird sich der Diskus ausführlicher mit „Happening“ beschäftigen.

Die Redaktion

Sprödes Parlando

F. C. Delius: Kerbholz. Gedichte. Verlag Wagenbach. Berlin 1965. Quartheft 7. 66 Seiten. DM 5,80.

Mit Delius stellt Klaus Wagenbach seinen ersten Debütanten vor. Zu erwarten war, wie bei allen von Wagenbach vorgestellten Lyrikern, handwerkliche Sauberkeit, Präzision und Vertrauen in die Sprache. Das ist auch der erste Eindruck, nach summarischer Lektüre: hier traut einer seinen Augen und dann noch seiner Sprache: Dörfer sind Klöster, / Städte Wirtschaftshäuser. / Zwischen beiden / trägt eine Eselin / Botschaften hin und her.

Das Kerbholz weist fünf Kerben auf: *Sprüche – Nationales – Lesarten – Ortschaften – Interna*. Summarisch, beliebig, jedesmal acht bis elf Gedichte. Hier ist ein Temperament in Perspektiven. Seine Wahrnehmungsbereiche: Umwelt, Alltag, Landschaft, etwas Unbehagen und was sonst so daherkommt zu dem Dichter. Bücher zum Beispiel: Dekadenz: „Heut nacht / stürzte / mein Bücherregal ein. / – / Die leichten Verse / wogen die trüben / nicht auf.“

So lebt das vom sprachlichen Einfall, nicht immer glücklich, wie hier bei *leicht* und *trübe*, manchmal witz, manchmal elegisch. In Richtung auf ihn hin werden Bilder blockartig in sprödem Parlando zusammengestellt. Kein Reim, kaum Rhythmus, Alliteration und Wiederholung, dafür Chiffre, Symbol und surrealistische Anthropomorphisierung. Die Semantik soll zum alleinigen Träger der Sprachmagie werden. Man könnte also sagen, ein Erwarteter, ein Kenner von Eich bis Bachmann oder Grass, wie man will, eine nette Begabung, ein Talent, das sich spezialisieren will. Doch unter *Nationales* finden sich vier Gedichte – *Nach einer Panzerfahrt – Im Fadenkreuz – Hymne (!) – Nach dem Manöver*, die mehrmalige Lektüre verlangen und rechtfertigen:

Fragen verschleudert unter dem Hammer.
Fragen unter Adlers Klauen.
Was hilft, in den Sekunden des Friedens:
Denk die Motoren weg, es bleiben die Raupen.
Denk das Geschütz weg, es bleibt die Zielscheibe Luke.
Halt dir die Ohren zu,
du hörst deine Mörder trotzdem.

Hier ist Delius ein Betroffener und antwortet und hält durch, wo man durchhalten muß. Unter Anfängern sucht man nicht mehr nach solchen Gebilden und ist überrascht, sie zu finden. Man wird also genau hinhorchen auf was von dorten kommt. Was man vermisst, auch nur in Spuren nicht vorfindet, ist Brutalität, bodenlose Trauer und Untröstlichkeit, Befindlichkeiten also, ja nun, ohne diese schenkt der Gott keine Verse, die nach ihresgleichen verlangen.

Klaus Vorpahl

Kleine grausame Welt

Johannes Bobrowski: Mäusefest und andere Erzählungen Verlag Wagenbach, Berlin 1965. Quartheft 3. 71 S. DM 5,80.

Elf kleine Prosastücke, kaum Erzählungen zu nennen, faßt dieser Band zusammen. Sie entstanden zwischen 1962 und 1964; also moderne Prosa. Und allen Stücken gemeinsam ist die Abwesenheit heutiger Welt. Erzählt wird von einem polnischen Juden im Mondschein, einem blödegeprägten Ehemann, der verlorengeht, einem johannesnächtlich Unsichtbaren, einem altväterlichen Postbeamten und von einigen Ich-Figuren. Die Welt ist ländlich, kleinbürgerlich und entbehrt nicht der Grausamkeit.

Die Erzählungen haben strenge Expositionen. Was kommt, wird jeweils mit dem ersten Satz eingeschlagen und schwingt zu ihm zurück. Gestalten, Handlungen, das bleibt rudimentär, Bobrowski greift einzelne Sätze seiner Figuren auf, bindet sie an die Geste und die Umwelt und läßt sie verschwinden. Sicherer ist man der Welt nicht. „Erst einen ganz zufällig erscheinenden Punkt, einen visuellen Eindruck. Wie man im Guckkasten erst eine Einzelheit entdeckt, dann ein paar weitere, bis sich plötzlich das ganze Panorama eröffnet.“ Und dann: „Und dann rede du mal über etwas, das nicht so bald getan war und nicht so schnell vorüber.“ So nimmt der Erzähler Weltstückchen, besieht sie, zeigt vor und legt ab. „Moise Trumpeter sitzt auf dem Stühlchen in der Ladenecke. Der Laden ist klein, und er ist leer.“ Die Außenwelt ist fraglos, und die Sprachwelt grenzt ans Schweigen. Das ist nicht „ostisch“ wie man mit Fechter wissen wollte, sondern einfach die Situation des Erzählers in der heutigen Umwelt. Bobrowski kannte Land und Leute. „Vom schönen Rhein hat er genug. Der Strom hier ist anders. Ganz weiß. Man geht da entlang und weiß nicht, daß man stehen bleibt.“ So bleiben diese Figurenanschnitte an Landschaft gebunden, kaum an Gesellschaft. Selbst das Ich in „*Ich will fortgehen*“, „*Das Käuzchen*“ und „*Dunkel und wenig Licht*“ sieht nach außen, erfährt sich an Dingwelt. Und was an der Welt erfahrbar, unbezweifelbar bleibt, Details, Dinge wie Baum, Decke etc... (der zwanzigjährige Kahlschlagpendel) läßt Sprache zu. „Und unter der Plane im Lkw werden Stimmen laut, das muß man natürlich erst richtig schreiben, zum Beispiel: Einer fragt: Hast du meinen Kochgeschirredeckel, und ein anderer antwortet: Nein, aber in die Freß' kannst kriegen. Da sind also Menschen drin.“ Sprache und Welt kommen zur Deckung. Konzentration auf die Wahrnehmung und Empirie kommen als kritische Termini ins Gespräch. An Bobrowskis Stücken läßt sich das nachweisen. Also doch moderne Prosa, wenn auch im alten Land.

Klaus Vorpahl

unter dieser rubrik bringt der diskus in dieser und folgenden nummern kritisch-darstellende besprechungen von literatur-, kunst- und kulturzeitschriften des in- und auslands. wir eröffnen diese artikelserie mit einem beitrage über die letzten nummern der renommiertesten deutschen literaturzeitschrift 'akzente' (hrsg. v. Walter Höllerer und Hans Bender, Hanser Verlag).

die redaktion

Akzente

Nach kontinuierlichem Erscheinen von elf Jahrgängen der *Akzente* führten die Begründer und Herausgeber, Walter Höllerer und Hans Bender, für Jahrgang 1965 eine neue Konzeption vor: jeweils eines der (ungefähr) zweimonatlich erscheinenden Hefte wurde unter ein Oberthema gestellt. Früher pflegten die *Akzente*, (die) *Zeitschrift für Dichtung*, aus der schönen Welt der Literatur Texte mehr oder minder unverbunden zu repräsentieren. Daneben gab es feste, wenn auch zwanglos erscheinende Rubriken, Vorstufen kleineren Umfangs zu den Themenheften: das *Symposion* etwa, oder *Akzente stellen vor*.

Die mit Jahrgang 1965 eintretende Veränderung der *Zeitschrift für Dichtung* äußerte sich in einer zunehmenden Aktualität der Thematik unter Einbeziehung auch un- bis antiliterarischer Aspekte. Das erste Themenheft bringt Beiträge zur Pop-, Ob- und Ob-überhaupt-Art und zum Happening. Das Titelschlagwort von Nr. 3/65 *Pornographie?*, spricht für die Einstellung der Herausgeber, erledigt sich aber dadurch von selbst. Seit Kant lohnt es nicht mehr, über Moral in der Kunst zu diskutieren. Doch die Leute wollen das, und das pornographische Heft war auch prompt vergriffen. Ähnlich lohnenswert ist Nr. 5/65, *Politisches Drama, politische Lyrik*, wo ein paar Themen für besonders literaturfähig gehalten werden. Ohne programmatischen Charakter sind jene Zitate moderner Lyriker, die innerhalb des Themas *Lange Gedichte* (Nr. 2/65) unter dem vorsichtigen Titel *Überlegungen, die für lange Gedichte gelten könnten*, versammelt sind, aber Höllerers *Thesen zum langen Gedicht* deuten doch die Gefahr einer intendierten allgemeinen Verbindlichkeit an. Nr. 4/65, *Der Essay*, berücksichtigt in Beispielen antiker und klassischer Essayistik wie auch in Aufsätzen zu Geschichte, Wesen und Form den Essay nur als selbständige Gattung und negieren seine Möglichkeit als Strukturelement des Romans. Nr. 6/65 will unter dem Motto *Zeitadäquates Bewußtsein statt Vorurteil und Ideologiebefangenheit* mit stark soziologischem Tenor den Gemeinsamkeiten der fünf vorangegangenen Themen nachspüren.

Mit dem ersten Heft des neuen Jahrgangs 1966 lenken die *Akzente* ihre Konzeption wieder in gewohntere Bahnen zurück. Das Ergebnis ist eine gehaltvolle Doppelnummer, thematisch frei, dafür umfassend und vielschichtig. Abgedruckt ist zunächst das Resümee des Ende Oktober in Wien stattgefundenen Rundgesprächs zum Thema, ob der moderne Roman leben oder sterben soll, kann und will. Während Ernst Schnabel durch Abhängigkeit von der Wirklichkeit ein erneutes Opfer von Schwierigkeiten mit der Fiktion wird, verstehen es andere Prosaisten, ohne dabei naiv zu sein, zu erzählen. Das demonstrieren Romankapitel von Peter Handke, Wolfgang Weyrauch, Günter Seuren u. a. Zwar bringen auch hier die *Akzente* wieder einmal kurzfristige und damit wenig sinnvolle Vorabdrucke, doch erinnert das Heft insgesamt nicht mehr, wie oft im letzten Jahrgang, an ein erweitertes Hanser-Verlagsprogramm mit viel Leseposen. Heinrich Vormweg nimmt die vorhin erwähnten Denk- und Schreibschwierigkeiten zum Thema seines Essays *Die Wörter und die Welt*, der ein Gesamtbild der derzeitigen Literatur in der Bundesrepublik entwirft, vor der Kulisse des Literaturbetriebs und nach ihrer Weltanschauung und Struktur. Seine Aussagen können überprüft werden anhand einiger, bisher noch nicht zugänglicher Texte, die auf der letzten Tagung der Gruppe 47, gelesen wurden oder in den Umkreis hineinpassen. Die Beiträge Jakob Linds und Peter Bichels unterrichten über die Schwierigkeiten bei der Wahl des letzten Gruppen-Preisträgers, bis man sich schließlich für Schweizer Käse und gegen Afterprobe entschied. Hubert Fichtes gutgeschriebenes Romankapitel *Palette* bietet, zusammen mit der anderweitig erschienenen Schlamm-Polemik gegen „besetzte Literatur“, die ihn indirekt zum Hauptschuldigen am heutigen *Elend der Literatur* ernennet, die allerneueste Ergänzung zur reichlich strapazierten Pornographie. Der mancherorts anzutreffende Optimismus über thematische und formale Gemeinsamkeiten von ost- und westdeutscher Literatur herrschte auch bei der Berliner Tagung und wird bestätigt durch die hier abgedruckten Gedichte von Günter Herburger, Karl Mickel, Friedemann Berger u. a., zumeist lang, aber die Forderungen nach Politik trotzdem kühn verachtend. Solches Ignorieren impliziert die Machtlosigkeit der verschiedenartigsten „Ämter für Literatur“ (Brecht, Nr. 5/65), was dann zu einem Optimismus ganz anderer Art veranlassen könnte.

Andreas Berg

Die Lyrik Wolf Biermanns

Karl Riha

Als er nach dem ersten Weltkrieg, im Herbst 1919 mit seiner *Conférence provocative* das Berliner Kabarett *Schall und Rauch* eröffnete, sprach Walter Mehring von François Villon als „unserem Schutzpatron“ und von dem harlekinesken Troß der apokalyptischen Reiterei, der heute wie im Mittelalter zu haben sei; das Resümee: „Rire, jouer, mignonne et baiser.../ Il n'est trésor que de vivre à son aise“ – „Nichts ist von Wert als nur: sein Leben zu genießen“. So wurde der *Pauvre François* zum Sinnbild eines makabren Lebensgenusses, der seine Aufschwünge aus der Widerwärtigkeit des Daseins nimmt, wie es Bertolt Brecht in der bekannten, 1918 entstandenen Ballade *Vom François Villon* beschrieben hat: „Als er die Viere streckte und verreckte / Da fand er



spät und schwer, daß ihm dies Strecken schmeckte“. – In diesen Refrain ist eingegangen, was Mehring dann den „nun spottbilligen Galgenhumor“ und die enragierte Poesie engagierter Mimen nennen sollte.

Gewiß: im Rückgriff auf diese posenhafte Lyrik der frühen zwanziger Jahre, der Brecht schon fernstand, als er seine *Hauspostille* veröffentlichte, im Rückgriff auf diese Verse der Rage, des Engagements, des Sentiments und der grotesken Mimik gelingen Wolf Biermann die besten Stücke seiner *Drahtharfe*, der ersten – westdeutschen – Publikation dieses ostberliner Bänkelsängers und Chansoniers; Anklänge an Heine, Wedekind, Mühsam und das politische Couplet Tucholskys ergänzen die Anleihen bei Mehring und Brecht. Eine Erneuerung altbekannter Brettikunst zur Laute also. – In anderem Licht muß jedoch dieser unverschleierte Rückbezug auf eine revolutionäre Phase der deutschen Lyrik gesehen werden, wenn man Biermann als politischen Dichter nimmt und ihn gegen jene politische Realität hält, auf die er sich in seinen Balladen, Liedern und Gedichten bezieht. Betrachtet man zum Beispiel seine Stücke in der Reihenfolge ihrer Entstehung, dann fällt auf, daß die jüngsten Verse die schärfsten sind und daß gerade sie sich am stärksten bei den lebendigen Autoritäten der Vergangenheit rückversichern; und man wird es als Zeichen zu nehmen haben, daß es eben nicht der späte Brecht der dürrtendenziosen, polemischen *Freiheit und Demokratie*, sondern der Villon-Brecht ist, der hier gegen eine erstarrte, doktrinär gewordene Ideologie und ihre Partei ausgespielt wird.

„Es hackte die Partei / sich ab so manchen Fuß / so manchen guten Fuß / abhackte die Partei“, heißt es in der „Ballade vom Mann“; Fußnote: „der sich eigenhändig beide Füße abhackte“. Man kann es als skeptische Ironie, freilich auch als Optimismus nehmen, der letztlich doch wieder auf Ideologie und System vertraut, wenn Biermann „manchmal... auch“ der Partei das Bein wieder anwachsen läßt. Wie wie „Sozialismus (sag ich laut) / ist, daß ihr den Sozialismus / AUFBAUT!!! Aufbaut! (aufbaut)“ und „jetzt laßt mich bitte allein sein / auf der schiefen Linie / getrennt vom Kollektiv“ stehen hart nebeneinander; eine jüngere Generation, die Brecht in dem Gedicht *An die Nachgeborenen* gemeint haben könnte, opponiert gegen die „alten Genossen“, gegen deren Praktik, und pocht auf ihre, eine menschlichere Individualität. – „Ich bin der Hecht! / Ihr müßt mich zerfleischen / zerhacken, durchn Wolf drehn / wenn ihr mich auf Brot wollt“: nur selten freilich prellt die Kritik so weit vor wie hier, daß sie sich nicht mehr selbst in den Arm fallen und sich zurücknehmen kann. Den wohl geschickteren, indirekten Weg des Affronts geht Biermann daher in seiner *Ballade auf den Dichter François Villon*, die als das Parabelstück seiner politischen Lyrik gelten kann. Anders als Mehring oder Brecht identifiziert sich Biermann mit dem altfranzösischen Lautenschläger nicht im Gefühl der Lebenslust trotz Widerwärtigkeit, sondern kopiert, indem er von sich selbst spricht, dessen List gegenüber den herrschenden Verhältnissen: „mit seinen Bittgesängen zog / Er sich oft aus der Schlinge / Er wollt nicht, daß sein Hinterteil / ihm schwer am Halse hinge“. Dem entspricht der Schluß dieses Rollengedichts. Während sich Biermann „als treuer Sohn der DDR“ bekennt, finden die „drei Herren aus dem großen Heer / Der Volkspolizei“ – als letzten Rest des „Franz Fillonk“ – im erbrochenen Schrank „nur Erbrochenes / Das mäulich niedersank“. Von dieser grotesken Schlußpointe her erscheint auch das Lippenbekenntnis als ein Akt des Ekels: „Blumen nur / In Liedern sanft besing ich“.

Interview mit Miodrag Bulatovic

Interview mit Miodrag Bulatovic

1.

Halten Sie es heute für nötig, im Sozialistischen Realismus zu schreiben?

Vielleicht gibt es noch Schriftsteller, die es für nötig erachten – ich zähle mich jedoch nicht zu ihnen. Es gibt auch Schriftsteller, die gezwungen sind, im Sozialistischen Realismus zu schreiben – für sie sollte man Verständnis aufbringen. Es sind nicht alle in der Lage, dem Terror Widerstand zu leisten, insbesondere dem Diktat auf dem Gebiet des Kulturellen und des Geisteslebens. Der Sozialistische Realismus ist die gewöhnlichste utilitaristische Romantisierung und ich bin weder Anhänger des Utilitarismus noch der Romantik. Der Sozialistische Realismus wird sicherlich in Zukunft in den blockfreien Ländern Afrikas und Asiens großen Anklang finden. Der Sozialistische Realismus hat in Jugoslawien dagegen nie einen besonderen Erfolg verzeichnet, obwohl die geistige Freiheit der Generation vor mir in diesem Giftgas fast erstickt wurde. Ich aber trug eine illegale Gasmaske – wenn Sie mir diese Metapher gestatten – auch heute trage ich unter meinem Arm eine Spinne, die selbst während meines Schlafes weiterwebt. Diese Spinne ist meine Literatur und auch sie trägt eine kleine Gasmaske. Doch kehren wir zum Sozialistischen Realismus zurück! Es gibt kein einziges bedeutendes Werk im Bereich der Literatur, das nach dieser Methode geschrieben worden ist. Sowohl in der Musik als auch in der Literatur sind uns Ergüsse des Sozialistischen Realismus bekannt geworden: Hören Sie sich nur die diversen Lieder der Arbeit an und werfen Sie dann einen Blick auf die Berliner Mauer.

2.

Wenn ja – warum? Wenn nein – wann hat es ein Tauwetter in dieser Hinsicht gegeben?

Sie erwähnten das Wort Tauwetter und fragten, wann es begonnen hat. Dem wäre entgegenzuhalten, daß der Vereisungsprozeß nur die Oberfläche der Kunst erfaßte. Das stellen wir alle heute mit Freude fest, obwohl es viele gab, die früher in Panik geraten waren. Übrigens, die sich gefürchtet haben, besaßen kein Talent.

3.

Warum wird in der jugoslawischen Gegenwartsliteratur fast ausschließlich realistisch geschrieben, obwohl dieser Stil nach Joyce, Kafka, Beckett zumindest antiquiert anmutet?

In Jugoslawien schreibt man in allen möglichen Stilarten, und es gibt keine, die ausschließlicher Natur ist. Die jugoslawischen Schriftsteller und Leser kennen die von Ihnen erwähnten Schriftsteller besser als Sie denken – sie sind unsere Bestseller schon seit Jahren. Worauf beruht ihr Mangel an Kenntnis?

4.

Kennen Sie Grass? Wenn ja – glauben Sie, daß die Blechtrommel ein jugoslawisches Pendant finden könnte?

Ich kenne Grass persönlich und bin Bewunderer seines Schnurrbartes. Ich sehe kein Bedürfnis nach einem Grass in Jugoslawien. Im übrigen mag ich kein Epigonentum. Jedes Land muß ein Idol unter seinen Schriftstellern und seinen Boxern haben. Wir haben sowohl das eine als auch das andere. Meine Hochachtung für Günter Grass beruht auf Gegenseitigkeit. Wir unterhalten uns immer nur kurze Zeit und versichern uns dabei unsere gegenseitige Freundschaft. Wir haben auch einige gemeinsame Hobbies.

5.

Gibt es in der jugoslawischen Literatur eine ähnlich kritische – satirische Richtung: Böll-Enzensberger?

In dem Sinne nicht. Jeder Tropfen unserer Satire ist angereichert mit Gift. Die Satire bei uns beruht auf Tradition, selbst unsere Geschichte ist satirisch. Und wenn mich nicht alles täuscht, auch unsere Zukunft. Und alle, die sich mit uns befassen, und mit uns Umgang pflegen, werden zu Satirikern. Wir lachen sehr oft durch Tränen, aber lachend töten wir auch. Westeuropa kennt noch nicht unsere Art der satirischen Literatur.

6.

Warum nicht? Besteht ein Druck von „oben“ – ist die jugoslawische Literatur der Gegenwart gelenkt?

Ihre Frage ist ein reiner Witz und deswegen muß ich gleiches mit gleichem vergelten. Es gibt einen Druck – aber von unten und manchmal auch von der Seite. Wieso wollen Sie nicht begreifen, daß die Literatur nicht dirigierbar ist. Das, was dirigierbar ist, zählt nicht zur Literatur, es hat einen Namen, dessen deutsche Übersetzung ich auch einmal wußte. Der Rahmen dieses Gespräches verbietet es mir jedoch, dieses Wort auszusprechen.

7.

Wäre in Jugoslawien ein Fall PASTERNAK denkbar?

Das ist nur schwer vorstellbar. Doch auf der Welt ist alles möglich, aber bei diesem Gedanken sträuben sich mir die Haare. Bitte, Ihre nächste Frage.

8.

Gibt es einen deutlich feststellbaren Einfluß in formaler oder inhaltlicher Hinsicht westlicher Literatur? Welche deutsche Literaten? Wenn ja – von welchen Autoren?

Westliche Literatur übt schon seit Jahrzehnten einen Einfluß auf unsere Schriftsteller und das Publikum aus. Das ist auch richtig so. Die Jugoslawen nehmen alles auf, sogar das, was nichts taugt. In Jugoslawien gibt es viele originelle Künstler, aber auch Epigonen aller Richtungen. Ich sehe allerdings nicht ein, daß das besonders schlimm wäre, der Sumpf des Epigonentums wird den wirklichen Begabungen nie zum Verhängnis.

Sie fragen, welche deutschen Autoren besonderen Einfluß gewonnen haben? Es gibt nur wenige deutsche Autoren der letzten Jahre, die sich international durchgesetzt haben. Aber das wissen Sie genauso gut wie ich. Bei uns haben französische und amerikanische Autoren den eigentlichen Erfolg.

9.

Wird in Jugoslawien die sogenannte formalistische Kunst als dekadent verschrien?

Ich habe keine Ahnung. Aber bei uns ist es kein Makel, dekadent genannt zu werden. Nehmen Sie mich als Beispiel. Ich werde immer jünger, schöner und reicher. Auch ein Teil unserer Kritiker nennt mich ständig dekadent und einen Finsternerling und ich habe mich nicht einmal bemüht, die Bedeutung dieser Worte zu begreifen.

10.

Gibt es in der jugoslawischen Literatur eine Richtung mit Schilderungen von detaillierten sexuellen Szenen wie z. B. Henry Miller?

Ich habe solche Passagen nicht gesucht, aber hie und da vorgefunden. Ich lese erst jetzt Henry Miller, und zwar auf russisch (Verlag Grove Press – New York) *Tropic of Cancer*. Das ist ein überwiegend lyrisches Buch mit vielen Naivitäten und einer herrlichen Keuschheit. In meinem letzten Roman *Der Held auf dem Rücken des Esels* ging ich viel weiter, indem ich viele Details geschildert habe.

11.

Ist eine sogenannte pornographische Literatur tabu?

Viel weniger als bei Ihnen. Bei uns sind andere Sachen tabu.

12.

Was halten Sie von den weiblichen Schriftstellern?

Das sind herrliche Muttis und Tanten. Übrigens ist meine Meinung von den Frauen bekannt: Sie sind wie ein Löschpapier, sie saugen alles auf und reproduzieren es seitenverkehrt. Man nimmt sie am besten nach dem Essen zu sich, darf aber nicht vergessen, sie vor Gebrauch kräftig zu schütteln.

rage
ge
umfrage
frage
UM FRAGE

1. Ist der „Roman der Zukunft“ schon gestorben?
2. Wie lang (oder kurz) muß ein Gedicht sein?
3. Wer macht die nächste Anthologie - und worüber?
4. Was machen Sie mit Büchern, die Sie gelesen haben?
5. Welchem Kritiker würden Sie gern ein Beinstellen - warum?

Theodor W. Adorno

Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich kann Ihren Fragebogen nicht beantworten. Auf die meisten Fragen weiß ich wirklich keine Antwort, und unter einem Zweizeiler aus meinem Leben kann ich mir nichts vorstellen. Offenbar hat meine vielfältige Beschäftigung mit der Konstruktion von Fragebogen mir die Fähigkeit angekränkelt, Fragebogen zu beantworten. Déformation professionnelle! Nichts für ungut.

Ignaz Agnostowitsch

1. ... von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht.
2. nicht kürzer oder länger als das beste Gedicht von Artmann, Brecht, Catull, Dehmel, Enzensberger, Fuchs, Goethe, Höllerer ...
3. Siegfried Unseld: „Alle meine Vorzeichen“.
4. in die Pfanne schlagen.
5. N. N. — weil's mich im Holzbein juckt.
6. auch ich.
7. Da fragst du mich weshalb ich hinke mein linker Fuß ist kürzer als der rechte

Chris Bezzel

1. nein, ich muß ihn erst schreiben. (übrigens können romane leider nicht sterben.)
2. so lang oder kurz, wie es sein muß, um gut, das heißt fertig zu sein.
3. vermutlich ein roßtäuscher über etwas nicht sammelenswertes.
4. ich verwende sie als wörterbücher.
5. fast allen, weil sie feige und gelenkt sind.
6. woher soll ich die körpermaße wissen?
7. auch der kassierer vom verein fand: ja, noris ist ein guter weinbrand.

Horst Bingel

1. Auch der „Roman der Zukunft“ wird einen fröhlichen Leichenschmaus abgeben.
2. Horst Bienek (ich hab's authentisch) schrieb lange Gedichte lange vor Höllers Aufsatz. Mir sind des Höllers eigene lange lieb. Doch auf einmal alle lang?
3. Horst Bingel arbeitet an einer Anthologie mit Vorschlägen, über was man noch alles eine Anthologie herausbringen kann. Er ist auf Jahre hinaus damit beschäftigt.
4. Zwei Drittel verkaufen. Ein Drittel suchen neue Regale.
5. Marcel Reich-Ranicki. Dürfte es statt des Beins ein Finger sein?
6. Auskunft: (0511) 13241.
7. Fragt mich der Diskus nach meinem Leben, schüttelt sichs (Riha verzeih) zweizeilig ganz daneben.

Walter Boehlich

1. „Wo ist die Verheissung seiner Zukunft?“
2. „Daß es eine Zeit und Zeiten und eine halbe Zeit wahren soll.“
3. „Viel Büchermachens ist keine Ende.“
4. „Nimm dir wiederum ein anderes Buch und schreib alle vorigen Reden darein, die im ersten Buch standen.“
5. „Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein.“
6. „Wer der Kleinste ist unter euch allen, der ist groß“.
7. „In den Lippen der Verständigen findet man Weisheit; aber auf den Rücken des Narren gehört eine Rute.“

Hilde Domin

1. Ist extrem aufersteherisch.
2. So lang, wie sein Atem ist: unvorhersehbar von Gedicht zu Gedicht. — Auf jeden Fall muß die „redundancy“ auf einem Minimum gehalten werden, gleichgültig ob ein Gedicht lang oder kurz ist.
3. Ich. Doppelinterpretationen. Autor und Interpret interpretieren das gleiche Gedicht, sehen die Gegeninterpretation erst auf der gedruckten Seite. (30 Texte, im Mai, bei Athenäum)
4. Ich stelle sie gewissenhaft ein. Oder lese sie erst gar nicht.
5. Kann man allenfalls einen Redakteur fragen.
6. Überfragt, kümmere mich nicht um Klappentexte.
7. Dies ist ein Land in dem die Toten sich fürchten.“)

* Schluß meines letzten Gedichts. Als „Rückkehrer“ erschüttern mich die Nachrichten über Friedhofsschändungen und die steigende Leserzahl der Deutschen Soldatenzeitung.

Adolf Frisé

1. Nie
2. Der Unterschied zwischen lang oder kurz beim Gedicht existiert für mich nicht. Das ist kein Kriterium.
3. Der Herausgeber wäre gleichgültig, aber denkbar wäre als Thema: der Marasmus der „Kritik der Kritik“ der Kritik der Kritik und so fort.
4. Gehören sie mir, behalte ich sie; ich trenne mich selten und ungern gleich von welchem Buch, das mich beschäftigt hat.
5. Kritiker, die sich selbst wichtiger sind als ihr kritisches Objekt, möchte ich manchmal zum Teufel wünschen. Aber ein Bein stellen: was für eine Methode?
6. Heinz-Maria Ledig-Rowohlt und vielleicht ein von Max Bense gefütterter Computer.
7. Fehlanzeige

Eva Genée

Leider kann Herr Grass an Ihrer 2. Literatur-Umfrage nicht teilnehmen, da er sich zur Zeit im Ausland aufhält.

Günter Grass

siehe Eva Genée

Reinhold Grimm

1. Längst.
2. Kürzer.
3. Ein Germanist: über Anthologien.
4. Umschreiben.
5. K. R. Er ist lästig.
6. Goethe.
7. Junge! aus Dir wird auf Erden Nimmermehr viel werden.

Peter Hamm

1. Das kann Ihnen schlüssig nur Höllerer beantworten.
2. Theorien, die sich mit seinem Umfang beschäftigen, sollte man Höllerer überlassen. Wie groß oder klein muß eine Frau sein?: wer's weiß, gerät mit Sicherheit an die Falsche (wer's nicht weiß übrigens auch).
3. Walter Höllerer: „Schnittpunkte“, Der Kurzfilm und das lange Gedicht. Im Auftrag der Ford-Foundation herausgegeben und mit einem Nachwort versehen. Colloquium-Verlag.
4. Selten genug, daß ich eines gelesen habe. Wenn doch, lege ich's meiner Frau vor, so lange, bis sie's auch liest. Später ändern wir dann beide unsere Meinung über das Buch — und über uns.
5. Wenn ich's Ihnen verriete, würde er sich über Nacht umstellen: Umstellung ist nämlich sein einziges Talent.
6. Reich-Ranicki (wenn Jens anderweitig beschäftigt ist).
7. „Zu einem richtigen Arbeiterstaat gehört ein richter Kartoffelsalat“ (Dieter Leising, Ost-Berlin)

Ludwig Harig

1. „Alles fließt“.
2. Weder — noch.
3. Marcel Reich-Ranicki: „Literatur als ZEITvertreib“.
4. Zuweilen ihre Redundanz dehydrieren.
5. Ich habe es einmal getan — aus Rache! Der Kritiker hat daraufhin plötzlich das Zeitliche gesegnet. Friede seiner Asche!
6. Walter Höllerer.
7. Auf der Reise bin ich nicht gewesen war ich gestern hintersinnig bin ich Ludwig Harig.

Helmut Hartwig

1. Der Essay war noch nie so recht lebendig.
2. (Frage über kurz oder lang beantwortet.)
3. Laß' mich in Ruh'!
4. Entweder ich lese sie wieder oder ich lese sie nicht wieder oder ich habe sie gar nicht gelesen.
5. Marcel — weil er so stolz auf seine schönen Beine ist.
6. Eine Verlagsangestellte, wenn sie in den Verleger verliebt ist.
7. balla balla balla basta

Helmut Heissenbüttel

1. Die Geburt wird sich, wie ich gehört habe, auf unbestimmte Zeit verzögern. Dem bisher noch ungenannten Autor ist die Schwangerschaft weiterhin verlängert worden.
2. So lang (oder kurz), bis es zu Ende ist.
3. Ich weiß nicht einmal, wer die letzte gemacht hat — und worüber.
4. Einige stelle ich in das Bücherregal. Die anderen verschenke ich.
5. Keinem. Weil ich Beinstellen bei literarischer Kritik nicht für nötig halte. Man kann versuchen zu sagen, was man meint.
6. Da ich weder Klappentexter noch deren Körpermaße kenne, kann ich auch nicht sagen, wer der größte ist.
7. Statt der hat er.

Wolfgang Hildesheimer

1. Ich weiß zwar nicht, was der „Roman der Zukunft“ ist, aber da der Roman als solcher gestorben ist, muß er wohl auch den „Roman der Zukunft“ mit sich ins Grab gezogen haben.
2. Wenn das Gedicht gut ist, kann es nicht lang genug sein.
3. Die nächste Anthologie gebe ich heraus. Sie soll heißen: „Mein Schrank“. Ich will hundert der „namhaftesten“ deutschen Schriftsteller ansprechen und sie um einen Beitrag bitten: ihr nachhaltigstes Erlebnis mit oder in einem Schrank.
4. Die Bücher, die ich gelesen habe, behalte ich und stelle sie in die Bibliothek. Aber die meisten Bücher, die ich bekomme, lese ich nicht.
5. Ich hege keinen Groll gegen Kritiker.
6. Die CDU
7. — — — ?
— — — ?!

Benno Hurt

1. Ich weiß nicht, ob Sie an den nouveau roman denken — oder ob Sie (wie nicht wenige Literaturkenner) der Ansicht sind, daß heute (seit Thomas Mann) überhaupt kein Roman mehr geschrieben wird (ein Mindestmaß an epischer Länge ist ja nur ein Wesensmerkmal des Begriffs Roman), und daran zweifeln, ob in Zukunft wieder Romane geschrieben werden. Was den nouveau roman betrifft, aufgebaut nach den strengen und gewaltsamen Regeln von Robbe-Grillet, und seine Dogmen des Nicht-Engagiertseins und der völligen Entpersonalisierung, so handelt es sich hier um eine Richtung, der anzuschließen sich für alle lohnt, die sich nicht der lauten und zuweilen unredlichen Manier des bedingungslosen „J'accuse“ anschließen können. Der „Roman der Zukunft“ aber kann von jedem geschrieben werden. Geistige Distanz zum Stoff und Zeiterfahrung sind Voraussetzungen.
2. Die rhythmische Einheit und das Thema bestimmen die Länge (oder die Kürze) eines Gedichts. Ich glaube, daß sich dem Lyriker die Frage nach Länge oder Kürze nicht stellt (sehr wohl in vielen Fällen dem Romanschriftsteller und dem Verfasser von Kurtzgeschichten). Normen gibt es nicht!
3. Welcher Ihrer **Klassenkameraden** muß als nächster heiraten?
4. Ich bringe sie in die Leihbücherei oder Freunden zurück. Wenige davon kaufe ich mir — und versuche, während ich schreibe, zu vergessen, daß ich sie gelesen habe (so gut man Mr. Hemingway oder Mr. Faulkner vergessen kann).
5. Weinschenk — der Name sagt Ihnen nichts, mir übrigens auch nicht; deshalb ist „Bein stellen“ übertrieben. Über die Anthologie VOR DEM LEBEN, Schulgeschichten von Thomas Mann bis Heinrich Böll, schrieb er bezüglich meiner Erzählung: „So klar er (Hurt) das quasi-partnerschaftliche Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer erfaßt hat und auch die Kunst der literarischen Technik beherrscht, so wird seine Erzählung, in der ein Lehrer und ein Schüler in der Gunst ein und desselben Mädchens konkurrieren, überaus problematisch...“ (Buchprofile, St. Michaelsbund, München) Mir erscheint der Charakter dieser Person „überaus problematisch“.
6. Ihre Frage kann ich nicht beantworten. Die Verfassung von Klappentexten ist eine verlagsinterne Angelegenheit, die mich nicht interessiert. Allerdings schreiben manche Autoren ihren „Waschzettel“ selbst. Aber das sind nicht die besten Klappentexter — schon gar nicht die besten Literaten.
7. Der Satz steht in meinem Roman, der bald

erscheinen wird. Nichtsdestoweniger ist er (beileibe nicht das ganze Buch) aus meinem Leben.

„Und er dachte an seinen Willen und daran, daß alles möglich wäre, wenn man nur fest und lang genug wollte, und er versuchte zu wollen.“

Ernst Jandl

1. Der **künftige** Roman? Der Roman **in** der Zukunft? Der Roman **von** der Zukunft, Zukunftsroman, Science Fiction?
2. Je nachdem, ob erigiert oder nicht.
3. Erich Fried: „Friede auf Erden“
4. Dasselbe wie vorher.
5. Keinem — nicht einmal Helmut M. Braem von der „Stuttgarter Zeitung“ (weil ihm Reinhard Döhl jüngst eine Aufforderung zum Duell geschickt hat, und Herr Braem somit ein toter Mann ist).
6. Nat Hentoff
7. „**Werfen/Salzburg — Sommer 65**“
Wirf nach Werfen!
Triff einen Trottel.

Uwe Johnson

1. Eine von diesen Umfragen wird er nicht mehr überstehen.
2. So, daß es als Antwort auf eine Umfrage dienen kann.
3. Nicht Sie? Nicht aus Umfragen?
4. Hilfreiche Anregungen kann ich mir nur noch vom Ergebnis Ihrer Umfrage erhoffen.
5. Einem Spezialisten für Umfragen. Um ihn auf ein neues Thema hinzuweisen.
6. Der Freund von Bolles Milchmann.
7. Da hat das kleine Pferd sich plötzlich umgekehrt und hat mit seinem Steert die Fliegen abgewehrt.

Reinhard Lettau

1. Sie wollen mich da mit einer alten Sache hereinlegen; Romane sind immer totgeboren.
2. Welches?
3. Direkt nach der nächsten „Umfrage“.
4. Nachdem ich ein Buch gelesen habe, erhebe ich mich und gehe mit dem betreffenden Buch auf das Bücherregal zu. Ganz kurz vor dem Bücherregal mache ich Halt und stelle das Buch zwischen andere dort schon befindliche, gelesene oder noch nicht gelesene Bücher.
5. Sollte es Ihnen gelingen, mir irgendwo in Deutschland einen Kritiker nachzuweisen, so würde ich ihm kein Bein stellen, sondern ihm gratulieren.
6. Ich glaube Busch vom Suhrkamp-Verlag in Frankfurt ist sehr groß.
7. Mein Leben entbehrt gänzlich jeglicher Zweizeiler.

Literarisches Colloquium

1. Nein, er lebt. Henry Miller: Wendekreis des Sexus.
2. Bis es von selbst aufhört.
3. Walter Höllerer über Zeitadäquate Triviallyrik.
4. Wir geben sie der Entwicklungshilfe.
5. Uwe Nettelbeck. Weil er so schön ist.
6. Hans Mayer.
7. Und ist das Schwarze noch so klein, Es muß ein jeder Schuß hinein.

Wolfgang Maier

1. Die Zeugungskraft des „Zukunftsromans“ spricht nicht für eine Embryonal-Geburt. Im übrigen sind wir häufig zu feierlichen Kindstaufen geladen und häufig auch — wie Till Eulenspiegel — wird das Kind mehrmals getauft.
2. Entweder: so kurz wie die Explosionszeit eines Geschosses. Oder: mindestens so lang wie der Schwanz Rasputins.
3. Jean Genet ist dran mit einer Umfrage über die Wachstumsquote von Filzläusen.
4. Abschreiben
5. Mir selbst: um den nächsten Satz auf dem Boden zu finden.
6. Bei der letzten Miss-Wahl im Berliner Old Eden Saloon hat er sich zur Wahl nicht gestellt.
7. Abgesang von dieser Liste:
NUN GUT. JETZT ZU WAS ANDEREM. WIE GEHT ES EUREM HÜBSCHEN NACHTGESCHIRR?

6.
Wer ist der größte Klappentexter?

7.
Teilen Sie uns einen Zweizeiler aus Ihrem Leben mit!

2te umfrage

Hans Erich Nossack

1. Roman der Zukunft? Was ist das? Vermutlich wird dauernd an ihm herumgeboren.
2. Lang oder kurz sind keine Kriterien. Ein Gedicht muß gut sein. Aber was ist das? Doktorarbeit!
3. Vermutlich die Mode und Geschäftstüchtigkeit.
4. Bücher, die für mich überflüssig sind, ver suche ich beim Antiquar zu tauschen.
5. Allen, die nach einer Ideologie irgendwelcher Provenienz urteilen, statt — nun meinetwegen statt nach ihrem persönlichen Geschmack. Du lieber Himmel, so viel Beine hat man gar nicht, um diesen Kollektivistinnen ein Bein stellen zu können.
6. Vermutlich doch wohl die Damen. Denn das hat nichts mit Literatur zu tun, sondern ist eine Frage der Bedarfsweckung.
7. „Bereit, zu leben wie am Rand der Welt, such ich und frage, was mich aufrecht hält.“
(Stammt aus dem Jahre des Unheils 1933)

Andreas Okopenko

1. Ja. Er hat sich zu den Toten aufgemacht, denn leider wird er nur dort den Leser der Zukunft antreffen.
2. [(Körpergröße des Autors — 153) mal Brustumfang seiner Frau (beides in cm)] — Jahreszahl seiner Liebblingsschlacht (nach dem islamischen Kalender). Kommt eine Minuszahl heraus, bedeutet dies, er möge es lieber bleiben lassen.
3. Ich — und über DEN FROSCHE IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG. Hiermit melde ich gleich die Priorität an.
4. Entweder ich verdränge sie oder ich rede mir ein, sie selbst geschrieben zu haben.
5. Allen, weil sie dann im Krankenhaus Gelegenheit hätten, die Bücher, die sie rezensieren, auch zu lesen.
6. Hans Wedinger vom Verlag Junges Deutschland, Nuckenhäuser. Er mißt 2,05 m. Die restlichen Riesen texten keine Klappen.
7. „Gesundheit!“
Danke!

Harry Rowohlt

1. Ja, aber der Roman der Vergangenheit hat eine Zukunft.
2. 14 Zeilen.
3. Salscia Landmann: Herrenwitze für den Seder-Abend.
4. Ich schenke sie meinem Freund Hermann Hettche, 3 Hannover, Jägerstraße 3—5.
5. Rudolf Krämer-Badoni; wieso warum?
6. Heinrich-Maria Ledig-Rowohlt.
7. Oh du schöne peruanerin
Tu in deinen kaffee sahne rin.

Uve Schmidt

1. Abwarten und Schmidt — Arno — lesen!
2. ES muß nicht sein. ES kann sein. ES darf nicht sein: vom laufenden lyrischen Übermeter, nicht die mikroskopierte Arabeske, die man, regellos, hurtig Hedderheimer Haiku heißt. Dazu: das Gedicht wird, wenn schon, mit dem Bandmaß nicht, sondern mit der Schublehre gemessen. Es sollte, also, (wie manches Schöne im Leben) nicht zu lang, nicht zu kurz und — nicht zu dünn sein!
3. Bingel? Jokostra? Weyrauch? Sicher auch sie wieder. Aber warum nicht einmal alle zusammen, etwa: „Wovon wir leben und woran wir sterben“ oder „Die koschere Gensfleischerei — 15 Jahre Neue Deutsche Anthologie“.
4. Behalten, behalten! Die wesentlichsten Bücher (nicht unbedingt die mir liebsten) werden ohnehin gestohlen, bzw. geliehen.
5. Elke (?) Wirsing, Berlin. Sie weiß, warum. Allerdings halte ich nix vom Beinstellen, Frauen fallen zu gern. Ich kann ein Gottesurteil abwarten.
6. Weiß nicht, lese keine Klappentexte mehr. Ich wünsche jedoch jedem Autor ein Mitsprache-, bzw. Mitschreiberecht am Klappentext, solange er (d. A.) nicht unbescheiden ist. Zwischen zwei Klappen ist schon mancher erpreßt worden.
7. „Ich bin nun einmal in dem verzweifelten Fall, daß mir daran liegen muß, ob andere Leute etwas taugen... daher werde ich diese Hölderlin und Schmidt so spät als möglich aufgeben.“
(Schiller an Goethe). Dreizeilig.

Heinz Schwitzke

1. Wie mir Grimmelshausen vertraulich mitteilt, hat der Roman der Zukunft schon begonnen.
2. Je nach Anzahl der Worte.
3. Herbert Wehner: Bonmots von Adenauer.
4. Ich klappe sie zu.
5. Herrn Krämer-Badoni — mein Linkes
6. Der die größte Klappe hat.
7. Alles fließt

Timm Ulrichs

1. ich kann mir unter dem ‚roman der zukunft‘ schlecht etwas vorstellen, also auch nichts dazu sagen.
2. JEDES LANGE GEDICHT IST ZU LANG. (ein gedicht sollte m. e. übersichtlich, überschaubar sein, anfang und ende müssen mit einem blick zu übersehen sein. der text darf sich also nicht über mehrere seiten erstrecken, am besten nur auf einem blatt, allenfalls noch auf zwei gegenüberliegenden seiten sich ansiedeln.)
3. keine ahnung.
4. früher habe ich sie aufgehoben, heute, kaum gelesen, auch schon wieder verkauft, verschenkt — bis auf wenige ausnahmen: bücher, die nicht in bibliotheken zu entleihen sind, bücher, in denen ich selbst mich finden kann (auch das kommt vor). warum ich bücher abschaffe? um meine — körperliche — beweglichkeit zu erhalten. eine bücherei macht seßhaft (bücher sind ja so schwer).
5. (nur ein beispiel von vielen.) jedem kritiker, der die bücher von uwe johnson empfiehlt.
oder:
marcel reich-ranicki hatte mich damals sehr verärgert, als er robbe-grillet in der ‚zeit‘ angriff. (aber das hätte nur eine temporäre beinstellung herausgefordert.)
6. ohne ironie: max bense. seine klappentexte (und vorworte) scheinen mir meist besser als die texte, denen sie gelten.
7. ???

Klaus Wagenbach

1. Lebt sowieso immer nur als Verkaufsargument.
2. Das hätte schon Gottsched gerne gewußt.
3. Erhard und Rehwinkel, über Hunderassen.
4. Ins Regal stellen.
5. Meine Beine brauche ich selber; bin eher darauf angewiesen, daß mir die Kritiker weitere stellen.
6. Der eine Inhaltsangabe schreiben kann, und auch noch wahrheitsgemäß.
7. Schwarz, mit rotem Schnabel, äugt die Amsel auf Westberlins Rentner und mich: Nu mach mal Bücher. Leicht gepiepst, sag ich, du Kompromissler.

Wolfgang Weyrauch

1. Gibt es nicht; ist er geschrieben, ist er vergangen.
2. Extremitäten: besser lang als kurz. Extreme (also auch Gedichte): nicht lang oder kurz, sondern extrem (allerdings muß man Extremitäten und Extreme auseinander halten — falls man es kann).
3. Weyrauch über Studentenzeitungen.
4. Zum drittenmal lesen, dann an Straßenecken hinstellen, als Warntafeln.
5. Dem Halts-Maul-B.; weil er es nicht hält.
6. Dr. FJR.
7. Gehauen werden, oder hau'n: ich grinse, denn ich bin ein Clown.

Ror Wolf

1. Siehe dazu: „Fliegende Blätter“ 1847, S. 47; Unterschrift zur Illustration von Wilhelm Camphausen (1815—1885) „Der Einjährige-Freiwillige auf dem Marsch“.
2. 115 Verse. In Ausnahmefällen auch etwas mehr.
3. Martin Bormann: „Briefe, Reden, Dokumente verfolgter Nationalsozialisten, von 1945—1965“.
4. Ich klappe sie klatschend zu.
5. Kein Bein stellen. Einen Arm brechen! Jedem der ein Buch, das er bespricht, nicht zu Ende liest.
6. Gernot Günzel, genannt Klappen-Günzel, aus Gütersloh.
7. Beiße keine Nuß, sonst hast Du Verdruß.

S. D. Sauerbier

Havarie Havarie

oder
Wie schön daß morgen Sonntag ist

1

An anderer Stelle werde ich endlich Ruhe finden, ausharren, erleichtert, gut gepflegt. Wo ließe es sich auch besser kuren als hier, da die Landschaft ein einziger Gesundbrunnen ist. Ein Traum, gewoben aus dem Dunkel der Wälder, in denen noch die Stille einsamer, weltverlorener Wege wohnt. Ausgrabungen und Funde erlesener Kostbarkeiten verheißen den Genuß zu jeder entsprechenden Jahreszeit. Die Wallfahrten zu den Weihstätten in der Bucht. Die Blumenschlachten an der Küste und Stätten besinnlicher Ruhe, anregenden Vergnügens. Glanz und Mannigfaltigkeit der Feste, haben sie zu dem gemacht, was sie heute ist, die vom blauen Mittelmeer bespülte Hochburg und Herrscherin, zählt sie doch zu den prachtvollen Naturschönheiten. Eine Sehenswürdigkeit erster Ordnung, die Fürstin persönlich, diese teilweise noch völlig unberührte Natur. Immer werde ich mich glücklich schätzen, Ihnen behilflich zu sein, mich erkenntlich zu zeigen und dann unser Beisammensein angenehm zu gestalten. An einem einzigen Abend oder innerhalb einer einzigartigen Nachtwanderung in die Ruhelage, um die Landschaft zu erschließen, die Königin der Eleganz, Insel der Schönheit, ein unvergleichlich reiches Land, fast üppig, beschattet sie die Grabstätte des Zukünftigen. Welch delikates Fleisch da unten des langen und breiten, diese einstmals so berückend Liegenschaft. Ihre natürliche Lage sucht ihresgleichen, in Naturschutzgebieten, im Schoße der Engelsbucht.

2

So höre darauf, es ist besser, daß ich dich wahrhaftig und untrüglich bespreche, glaubhaft jedenfalls, vermutlich. Als könnte dich das nicht endlich beschließen. Aber Sie erinnern sich nicht, beginne ich. Nein, daran nicht. Immerhin, ich erinnerte mich — es wird Ihnen lieb sein zu hören, und ich berichte Ihnen gerade, woran, denn das umgebende Gewässer hatte mich aufgenommen und fortgetragen. Dort blieb ich eine Zeitlang in einem Baume hängen, das war am Ufer. Kleine krause Wellen schlugen gegen die Steine, kleine krause Wellen schlugen gegen die Steine, und manchmal hob ich mich vom Ufer auf die Insel, um sie bald darauf wieder zu verlassen. Daraufhin werde ich sie im Angesicht nicht mehr weit verfolgen, die ich nur nicht zu erlangen vermag, ja manchmal ja.

3

Man nehme etwa eine junge, unglückliche, verfolgte Frau, die leicht einzunehmen das Geschehen unterhält — das erlaubt ungestörte Überwachung des weiteren stürmischen Verlaufs, ihre Anwendung wird dann häufig als unmittelbar lindend empfunden und kann später etwas verringert werden — so stirbt man nun langsam eines beispielhaften Todes inmitten der selbstgetroffenen Vorbereitungen zum Begräbnis, denn hier wird ja die Tugend, die Unschuld bestraft. Hier zeigt die Erinnerung an den Menschen, wie sie ihn eingemeindet hat, dann tilgt, indem sie ihn schließlich auswirft. Darüber zu sprechen an einem solchen Abend, jeden Tag, zu jeder Stunde begibt sich doch im raschen Gefälle der Ruhe des letzten Wortes.

4

Und ich sage, gewiß halte ich diese Ansprache, nicht in einem Atemzug, auch nicht in eben diesen Worten. Vielleicht verschweige ich nur, daß ich manches, was sie enthält, in der Tat noch sagte, willentlich wohl, sei es auch das nämliche. Ich sage jetzt, als hätte ich es jemals gesagt, damals, schon früher einmal. Hier bin ich endlich angehalten, die Verhütungsbereitschaft auf sämtliche Reize herabzusetzen, wir sind alle hier, wieder nebeneinander. Jetzt ist es an der Zeit, Einbruch und Abfluß zu erwarten, sagen wir etwa von Kühle im Spätherbst, zur Zeit der Lese, auch dann schon, wohl möglich. Ja ja, wie ihr's haben wollt; das kann ich leicht in acht behalten. Nur so weiter, eine Zeit kommt, da mit der beruhigenden Erwartung begonnen werden muß, in Worten mehrmals täglich, am besten im Liegen, in den Gehörgang eingeträufelt, Einsprüche erhoben werden müssen, nicht allein bei fortgesetztem Gebrauch Schädigungen zu beheben, zu beseitigen, sondern auch anderweitig und schon viel früher ansprechend, so auch bei ehemaligen Gefährtinnen. Mit einem Mal diese stellenweise behaarten Körper über mir, hier und da, sah ich doch auf dem Rücken liegend nur noch dieses vormalige Gefolge auf der Reise. Nicht daß ich fürchtete, sie möchten mir nicht beifallen und aufhelfen, nein, nur daß ich es nicht wünschte. Nie habe ich mich täuschen lassen, ich habe die ganze Zeit gewußt, daß sie einen mitnehmen und zurichten, aber sicher doch nicht echt und vielleicht künstlich, daß sie allenfalls gefälscht

sind. Nun ist es gut, nun kann man sie zusammenreten hören, mich ihnen, die mich anstarren, zulächeln sehen, um zu zeigen, daß mir nichts Böses geschehen wird, daß es mir beinahe Freude bereiten könnte. Ich werde alles wieder gutmachen, alles werde ich gutmachen. Die Sichtblende entfernt, Aussicht auf die äußersten Ausläufer. Das auserwählte Stück Land — ungezählte Tausende, von denen sie darüberhinaus nicht weniger als einen besessen hat, haben es gesehen und liegen nun eingebettet in dieser gastfreundlichen Erde — erreicht in blendender Lichtfülle erstrahlende Höhepunkte, schwelgerische Fruchtbarkeit der Handflächen und Talsohlen als Segen der Früchte, Anklingen und Abschwellen des Wachstumsjahres. Es weckt eine Reihe von Vormaligen, strahlt aus dem Bescheid, vor aller Augen dargelegten Worten, denen bekömmliche Heilsamen entspringen und ihren Niederschlag mit jener der weiteren Umgebung dem Leidenden das Gleichgewicht schenkt, zurückerstattet. Ferner dann sind die Paßhöhen mit ihren Rundblicken zu gewinnen, in leidlicher Sicht, trotz aller Kargheit, Kühle und unnahbaren Erhabenheit, die bis auf Körpergröße absinkt, schließlich schwindet. Da empfiehe es sich, nicht nachdem die Landstriche in Betracht gekommen sind, das Oberlid mit zwei Fingern kurz anzuheben, um auch die obere Übergangsfalte zu versorgen — bei aufgesprungenen Augen stellen sich dann leicht vorzeitig Abnutzungserscheinungen ein, und es sollten doch echte Erholung und weit in den Werktag hinüberklingende Erlebnisse vermittelt werden. Ein jedes aber sagt doch, daß es erst wahr wäre, wenn wir am Ende uns in die Ländereien kehrten, in sie Einsicht nähmen; wir könnten sie ja dann wieder aufgeben. Was für Sprüche — laßt sie mich nur erst hören. (Nach einer Einwirkungszeit von einigen Minuten das Ohr bei zurückgebeugtem Kopf durch leichten Fingerdruck verschlossen.) Wenn ihr aber trotzdem geht, so wird alles, was ich unternommen habe, umsonst sein. So bleibt doch!

5

Wenn einem die guten Menschen nur mit den ungeschickten Tieren vom Leibe blieben, und es sind keine anderen als jene, welchen er nach dem weiteren Leben trachtete, das fast völlig unversehrt erhalten ist. Hier folgt friedlich eines dem anderen in wöchentlicher Verbindung; das immer wieder aufkommende, unerwünschte und auch übermäßige Gefühl von landschaftlicher Verbundenheit und Zuneigung. Ebenfalls einmal wöchentlich können dort tiefere Durchbrüche unternommen werden. Als wenn nun alle schwiegen. Mögen sie auch gedacht haben, ich hätte den Leibschaden, sie selber auch eingefriedet, weil ich die Zeit schon still und immer für mich herumgegangen war, wenn ich es wünschen möchte, dann ja, denn das wäre ganz verdorben und verloren — wollte es denn kein Mensch glauben? Denn ich weiß nicht, ob meine Hände ruhig genug sind, die Einwürfe zu machen, Berufung einzulegen: das ist gar nicht ruhig genug zu tun. Ach nein, Vater, laß mich nicht dahingehen, allein werde ich das Treffen ja doch nicht bestehen. (Der Herr Vater muß ein recht verträglicher Mensch gewesen sein.) Und ich weiß mir keinen Rat, denn was nun kommt, das war ganz gewiß. Nun sind heute die drei Tage um, ich habe die Absprache beschlossen, erledigt, und weiß nun, was kommt. Was wohl, wenn nicht tägliche Pflege der befallenen Stellen durch Eingebungen — wie heiß habe ich das doch gewünscht — möglicherweise auch im Wechsel mit Anwürfen, während zweier oder mehrerer Wochen.

6

Nun sage ich, daß wir immer schon eins waren, nicht viele; ich bin an dieser Stelle verblieben, und du bist es selbst. Ich bin ja dein Bruder, dein Bruder. Aber es wäre doch eine Sünde, dich hier liegen und unnütz verderben zu lassen, du bist ja eine Kreatur wie auch ich. Das sage ich, um mit ihr ein für allemal fertigzuwerden, denn keinesfalls soll da der Geist erweitert werden.

7

Nach dieser Einsicht in die heilsamen Reden sofort eine Regung etwas gesteigerten Wohlbefindens und erhöhter Beweglichkeit, blühendes Aussehen, ausgemacht verträgliche Besprechungen entfalten sich dort ohne Ausflüchte, wirken sehr schnell, lang anhaltend und zuverlässig entspannend, auch belebend, stärken und stellen dann Müßiggang und Schlaflosigkeit wieder her. Am Ende Erleichterungsmittel, pflegliche Behandlung mit guten Worten: nochmals feierabendliche Landnahme, Auswurf daraufhin und Einführung in die beschädigte Rheingoldscheide, daran werde ich wohl mit ihnen allen und ihrer Königin hinscheiden, ein wenig absterben.

seid unaufhörlich schön in diesem umriß: das wahre schöne gute ist die anpassung. wir sind nicht mehr verworfen geworfen, sondern entworfen. das mannequin ist die allegorische figur der schönen anpassung: wir sind alle gleich schön. gehet ein in die mode und ihr seid verklärt! die gestik des mannequins ist rein und vollendet; seine inbrunst ist religion. mit ihr brüder und schwestern im kleid, laßt uns schließlich totchic, in erhabener selbstvergessenheit, in den imaginären weltraum eingehen – mit weltraum-look. weil er das phänomen in die hand bekommen will, weil er sich zu nichts außerordentlichem machen will, verzichtet walter zimbrich in seiner malerei auf pädagogische intension. kritik ist ihm insgeheim ein greuel. vor aller bewußtheit leistet er sich den luxus, fasziniert zu sein. nach einer epoche wüster tachistischer versenkung malt er heute, 33jährig, nach modevorlagen. pop-art und neuer realismus liefern die begriffe zu seinen bildern.

